

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntagsnummer mit Illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1885 unter Nr. 746.)

**Insertionsgebühr**  
beträgt für die 3 gespaltene Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

**Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.**

### Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. Januar l. J. eröffnen wir ein neues Abonnement auf das  
**„Berliner Volksblatt“**  
mit der wöchentlichen Gratis-Beilage  
**„Illustriertes Sonntagsblatt“.**

Wir blicken nunmehr auf ein Bestehen von dreiviertel Jahren zurück, und der Anklang, den unser Blatt überall gefunden hat, beweist, daß wir uns mit den Ansichten unserer Leser vollständig in Uebereinstimmung befinden. Wir werden vom 1. Januar l. J. ab vor allen Dingen unsere Aufmerksamkeit den parlamentarischen Vorgängen widmen; wir werden die Berichte aus den gesetzgebenden Körperschaften so ausführlich bringen, daß wir mit den größten Berliner Zeitungen erfolgreich zu konkurrieren im Stande sind. Der Abonnementspreis beträgt für Berlin wie bisher 4 Mark pro Quartal, 1,35 pro Monat, 35 Pf. pro Woche. Bestellungen nehmen sämtliche Expediteure, sowie die Expedition dieser Zeitung an. Für Auserhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für das nächste Quartal zum Preise von 4 Mark entgegen.

Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Theil des feststehenden Romans  
**„Gesucht und gefunden“**  
gegen Vorzeigung resp. Einsendung der Abonnements-Liitung in unserer Expedition

**Zimmerstraße 44,**

in einem Separatabzuge gratis und franco nachgeliefert.

Probenummern stehen den Freunden unserer Zeitung selbst in größerer Anzahl stets zur Verfügung. Wir bitten hieron recht ausgiebigen Gebrauch zu machen, damit das „Berliner Volksblatt“ in immer weiteren Kreisen Eingang finde.

### Auflösung?

Eine gewisse Art von Zeitungspreffe — in erster Linie diejenige, die sich selbst als „freiwillig-gouvernemental“ bezeichnet und mit ihr die Organe der Nationalliberalen Heidelberger Couleure — droht dem Reichstage fortgesetzt mit Auflösung, gerade als ob die Redakteure der „Norddeutschen Allgemeinen“ oder der „Kölnischen Zeitung“ es wären, von denen der Bestand des Reichstags abhängt. Dieser ganze Lärm ist künstlich gemacht und hängt mit der Aktion jener Leute zusammen, die aus Anlaß des bekannten Reichstagsbeschlusses bezüglich der neuen Direktorstelle im Auswärtigen Amt Entrüstungsversammlungen

veranstalten. Man wird wohl kaum glauben, daß ein Zwist zwischen Volkvertretung und Regierung, wobei das Siretobjekt eine Stelle, mit 20 000 Mark dotirt, bildet, eine ernsthafte Wendung in unseren inneren politischen Verhältnissen herbeizuführen geeignet sei. So muß man denken, wenn man diese Angelegenheit objektiv betrachtet.

Aber was kann die Regierung von einer Auflösung des Reichstags hoffen? Daß aus einer neuen Wahlbewegung die so sehnlichst herbeigewünschte Mittelpartei hervorgehen werde, dazu werden sich wohl die kühnsten Erwartungen der politischen Geheimräthe nicht verheigen.

Das Zentrum würde auch diesmal noch bei Neuwahlen im Ganzen und Großen seine alte Stärke behaupten, vielleicht mit kleinem Verlust, vielleicht mit kleinem Gewinn. Die Konservativen hätten wenig mehr zu gewinnen; Ostpreußen und Pommern, ihre eigentlichen Domänen, haben sie im Besitz und werden in der sächsischen Bevölkerung schwerlich weiter vordringen können. Dagegen könnte es sein, daß den Nationalliberalen vom Heidelberger Aufschwung noch einige Mandate zufielen, namentlich in Süddeutschland, wo Freisinn und Volkspartei alle Mühe haben werden, ihren geringen Besitzstand zu behaupten, was ihrer schwächlichen Haltung zuschreiben ist, da einige Mitglieder der Volkspartei sich sogar das Versprechen haben abdrängen lassen, für erhöhte Kornzölle einzutreten. Dabei könnte sich ereignen, daß das vom Reichskanzler angekündigte dritte Duzend Sozialdemokraten in dem neugewählten Reichstage erscheinen würde.

Dadurch aber würde die Situation im Ganzen und Großen nicht verändert. Die Entscheidung in parlamentarischen Dingen aber läge nach wie vor in den Händen des Herrn Windthorst und seiner schwarzen Mannen, denn Nationalliberale und Konservative bilden noch lange keine Majorität.

So lag auch die Annahme oder Ablehnung der Direktorstelle in den Händen Windthorst's und des Zentrums. Wäre diese Stellung, resp. ihre Dotation am Schlusse der letzten Legislaturperiode verlangt worden, so würden Windthorst und Sinofen sie bewilligt haben, denn die Stellung des Zentrums zu solchen Vorlagen ist keineswegs, wie bei einem größeren Theil der Linken und der äußersten Linken, eine prinzipielle, sondern eine Sache der Opportunität. Das Zentrum verhielt sich bei der erregten Debatte über jene Angelegenheit schweigend und stimmte geschlossen gegen die Vorlage — Herr Windthorst wollte seine Revanche für die Haltung der Regierung gegenüber seinem neuerlichen Antrage auf Aufhebung des Expatrirungsgesetzes haben, und er hat sie. Nachdem er seine Macht gezeigt, wird er schon kommen und der Regierung seine „Angebote“ machen, wie man sie von dem gewandten „Handelsmann“ des

Zentrums gewohnt ist. Kann die Regierung auch etwas zahlen, so wird sie von Windthorst noch ganz andere Dinge haben können, als einen Direktor mit 20 000 Mark.

Das ist die Situation, die keineswegs neu, sondern schon oft und öfters dagewesen ist. Und daß diese Angelegenheit zu einer Auflösung des Reichstags führen könnte, scheint uns, der Natur der Dinge nach, trotz allen Geschrei's der Heidelberger und der Offiziösen undenkbar.

### Politische Uebersicht.

Der Minister des Innern hat eine Zirkular-Befugung erlassen, in welcher die Behörden zu verschärfter Wachsamkeit über den Handel mit Loosen, Prämienpapieren und Antheilscheinen aufgefordert werden. Wiederholt ist in Preußen die Liste der Polizeibehörden von Personen in Anspruch genommen worden, welche ein Opfer ihrer Leichtgläubigkeit und Unersahrenheit geworden waren, indem sie bei dem Erwerb von Loosen, Prämienpapieren oder Antheilscheinen durch die mit dem Abzug solcher Papiere beschäftigten Gewerbetreibenden in unredlicher Weise überzuleist wurden. Die angestellten Ermittlungen haben, wie der „Staats-Anzeiger“ mittheilt, in einzelnen Fällen ergeben, daß die ratenweise von den Abnehmern geleisteten Zahlungen den Kurswerth der Papiere oder Antheilsberechtigungen um das Doppelte und mehr übersteigen, daß aber die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes die übertriebensten Vorspiegelungen gemacht wurden, und daß die Lieferung der Papiere, sowie die Auszahlung der Gewinne oder Gewinnantheile unter nichtigen Vorwänden beanstandet worden ist. Eine Befreiung jener Mißstände kann nur von einer besseren Voricht des Publikums erwartet werden. Um denselben aber nach Möglichkeit vorzubeugen, empfiehlt sich vor Allem die genaue Beachtung der Vorschriften in §§ 42a, 56, 56a der Reichs-Gewerbeordnung, nach welchen der geschädigte Gewerbetreibende, auch wenn er im Uebrigen sich in den Grenzen des gesetzlich Erlaubten hält, nicht im Umherziehen oder im Wege der Kolportage ausgeübt werden darf.

Die bereits gemeldete weitere Besitzergreifung von überfischten Vändern wird durch amtliche Meldungen bestätigt. Motivirt wird dieser Akt damit, daß die an den genannten Orten, resp. auf den genannten Inseln befindlichen Reichsangehörigen den Wunsch ausgesprochen haben, daß das Reich ihre Niederlassungen resp. Handelsstationen unter seinen Schutz nehmen möge.

Ueber die Gründung eines „Akademischen liberalen Vereins“ in Berlin wird der „Frankf. Btg.“ folgendes geschrieben: „Vor ungefähr vier Wochen brachte die „Frankf. Btg.“ die Nachricht von der Gründung des hiesigen „Akademischen liberalen Vereins“. Dieser Verein hat in den letzten Wochen viel mit den Polizei- und Unversitätsbehörden zu kämpfen gehabt. Es mag hier eine authentische Darstellung Platz finden, die um so mehr geboten ist, als vielfach in den hiesigen Zeitungen entstellte Berichte über die gegen den Verein ergriffenen Maßregeln zu lesen waren und ja auch die Ange-

gern all' den Ärger erdulden, den Sie sonst haben würden, und alle Unannehmlichkeiten ertragen, von welchen Sie sonst heimgesucht würden, wenn ich nur sehe, daß es etwas nützt.“

„Hast Du Unannehmlichkeiten, mein Kind?“ fragte Rodenburg, den Blick zu ihr erhebend. „Ich würde sehr ungehalten sein, wenn ich erfähre, daß Dir Jemand hier Ärger und Unannehmlichkeiten bereite.“

„Ach ja, Onkel, das geschieht leider allzuhäufig, und erst heute. . .“ Sie nahm das Taschentuch und bedeckte ihre Augen.

„Was giebt's, mein Kind?“ fragte Rodenburg theilnehmend, indem er sich emporrichtete. „Ich will hoffen, daß Jemand Perijenen, welche mir das Opfer bringt, meine Einsamkeit zu theilen, die schon ohnehin so schwere Aufgabe noch mehr erschwert.“

„D, ich mag Niemanden anklagen, Onkel Rodenburg, es möchte mißdeutet werden. Rein, ich will Niemandem im Wege sein, ich will gern dulden.“ erwiderte sie mit weinerlicher Stimme und mit einer vorzüglich erheuchelten Duldermiene.

Du hast ein gutes Herz, Emmy, das sehe ich, Du willst Niemandem schaden, das ist edel von Dir und großmüthig; aber ich verlange zu wissen, wer Dir Ärger und Unannehmlichkeiten bereite. Ich will das nicht dulden und würde den Schuldigen gebührend strafen. Oder soll ich ruhig zusehen, daß man mir auch Dich, die letzte Stütze, welche mir vereinsamten, unglücklichen Manne geblieben, noch raube?“

„Sage dem lieben Onkel Alles, mein Kind!“ nahm Amberg das Wort, indem er überredend die Hand seiner Rechte von ihrem Antlitze sanft hinwegzog. „Sage ihm Alles! Du hörst, der Onkel verlangt es, und jeder Wunsch des Onkels muß Dir Befehl sein. Vor der Rücksicht gegen unsern theuersten Freund müssen die Rücksichten gegen andere Personen schweigen. Sage offen, was Dir begegnete; Du brauchst Dir keine Vorwürfe darüber zu machen, denn es geschieht ja nicht, um Jemanden anzuklagen, sondern nur um der Wahrheit die Ehre zu geben.“

„Ach Onkel!“ hob Emmy an, „sehen Sie, ich will doch

nicht, daß Sie mit Geschäften belästigt werden, und so habe ich mich der häuslichen Verwaltung angenommen, so viel es meine Kräfte und meine Kenntnisse von der Wirthschaft gestatten.“

„Das ist brav von Dir!“ versetzte Rodenburg. „Ich erkenne es an und habe mit Vergnügen bemerkt, daß Du mit Umsicht und Pünktlichkeit das Hauswesen leitest.“

„Wenn ich eine Unordnung bemerke,“ fuhr Emmy fort, „so kommt es wohl, daß ich den Wunsch ausspreche, daß dies und jenes anders sei.“

„Dazu hast Du das Recht!“ versetzte Rodenburg. „Ich habe Dir dieses Recht gegeben.“

„So glaubte ich auch; doch wird es leider nicht immer anerkannt. Noch diesen Morgen, als ich durch den Garten und über den Hof ging. . . ach, es hat mich tief geschmerzt, so verlangt zu werden!“

„Hat Dir Jemand den Gehorsam verweigert, oder gar Dich beleidigt?“

„Beides ist mir widerfahren, Onkel! Der Gärtner Walbow. . .“

„Was, Walbow? Ueber ihn hatte ich mich nie zu beklagen!“

„Eine Einrichtung im Garten, die ich für zweckmäßig hielt, weigerte er sich vorzunehmen. Ich hätte wohl gewünscht, Onkel, daß Sie Walbow darauf aufmerksam machten, daß, wenn ich etwas anordne, es nur auf Ihren Wunsch und Willen geschieht.“

„Das werde ich, Emmy, und werde ihm sagen, daß er sich durchaus Deinen Wünschen und Anordnungen zu fügen hat. . . Er hat Dich doch aber nicht beleidigt? Das kann ich mir nicht denken; der alte Walbow ist eine treue Seele, der meinem Hause fast fünfzig Jahre dient.“

„Von ihm erfuhre ich keine Beleidigung aber von. . . von Brand.“

„Von Brand, meinem Verwalter?“

„Ja, insofern, als er mir offen erklärte, ich hätte nicht das Recht, ihm eine Frage vorzulegen und eine Bitte an ihn zu richten.“

„Ei, ei, wie konnte Brand nur so unhöflich Er hat freilich von mir die Befugniß erhalten.

### Feuilleton.

### Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dux.  
(Fortsetzung.)

Amberg hatte den Arm des Alten unter den seinigen genommen und führte ihn, wie ein zärtlicher Sohn einen alten gebrechlichen Vater führt. Er plazierte ihn auf seinem Sitz, rückte die Kissen hinter seinem Rücken zurecht und war in so rührender Weise um ihn besorgt, daß Rodenburg ihm ein anerkennendes: „Danke, danke, lieber Amberg!“ sagte. Amberg nahm nun selber Platz.

„Liebe Emmy,“ wandte er sich an seine Nichte, „es scheint, Du verstehst es doch nicht recht, unsern guten Onkel aufzubehtern. — Finde ich ihn da in seinem Lehnstuhl, den Kopf sorgenvoll gestützt, als wüßte er nicht, woher heute das Essen nehmen, oder als hätte er die aller-schwerste Herzenspein. Warum gehst Du nicht mit dem lieben Onkel ein wenig spazieren, plauderst mit ihm, spielst ihm auf dem Piano vor? . . .“

Rodenburg machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Es ist nicht Emmy's Schuld,“ sagte er mit zitternder Stimme. „Mir Unglücklichen ist nicht zu helfen! Alles was mir lieb und theuer war, hat mich verlassen! Mein Sohn todt! Meine Verwandten mir entfremdet! Ich bin allein, allein!“

„Sie haben Freunde, welche Sie mehr lieben, als Ihre Verwandten Sie geliebt haben; hier haben Sie statt des Sohnes eine Tochter, ein Wesen, welches keinen sehnlicheren Wunsch hat, als Ihnen das zu sein, was Ihnen ein liebendes Kind sein würde. Nicht wahr, Emmy, das ist Dein sehnlichster Wunsch?“

„Ja, mein theurer Onkel,“ bestätigte diese, „das ist ein sehnlichster Wunsch! Ich bemühe mich, Ihnen allen Verdruß, der Ihnen von Ihrer Umgebung bereitet werden konnte, zu ersparen, alle Unannehmlichkeiten von Ihnen fern zu halten, und bin unglücklich, daß es mir dennoch nicht gelingt, Sie heiter zu sehen. Ach, ich selbst will ja

legenheit weit über Berlin hinaus Interesse hat. Kurz nach der Gründung des Vereins wurde seinem ersten Vorsitzenden cand. jur. E. Döpf von dem Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität, Professor Dr. Dernburg, aufgegeben, den Verein aufzulösen oder die studentischen Mitglieder zum Austritt zu bewegen. Der Rektor ging hierbei von der Ansicht aus, daß der Verein ein studentischer sei und somit den §§ 39-44 der Universitätsvorschriften unterliege, wonach er binnen drei Tagen dem Rektor anzuzeigen sei. Diese Ansicht ist aber insofern eine Irrige, als dem Vereine von Anfang an eine ganze Reihe Herren angehört, die nicht mehr Studenten sind. Schon die bloße Zugehörigkeit eines Nichtstudierenden entzieht nun einen Verein der Gewalt des Rektors nach dem klaren Wortlaut des § 40 der genannten Vorschriften, nach welchem Vereine von Studierenden solche sind, die nur Studierende derselben Hochschule als Mitglieder aufnehmen. Wir kommen nun zu der Thätigkeit, die das hiesige Polizeipräsidium in der Sache entfaltete. Auf Grund des Vereinsgesetzes bestätigte es die Annahme des Vereins, hielt denselben aber, ebenso wie der Rektor, für einen studentischen und erklärte, daß der Verein nicht eher seine Thätigkeit beginnen dürfe, bis er von den Universitätsbehörden genehmigt sei. Da das Polizeipräsidium sowie die Minister des Innern und des Kultus von dieser Ansicht nicht abzubringen waren, traten die studentischen Mitglieder des Vorstandes aus demselben aus. Der Vorstand wurde nunmehr vollständig aus Nichtstudierenden unter dem Vorsitz des Reichstagsabgeordneten Meibauer und des Redakteurs des Braunschweiger Volksboten, die erste Versammlung, in der Reichstagsabgeordneter Prof. Dr. Müller über „Sozialistische Systeme im Mittelalter und Mittelrum“ sprechen sollte, auf Freitag, den 16. d. Mts., berufen. Man glaubte mit der Veränderung des Vorstandes alle Formalitäten dem Polizeipräsidium und dem Rektor gegenüber erfüllt zu haben, als zum größten Erfrauen aller Studenten wenige Stunden vor der Versammlung ein Rektorsantrag am schwarzen Brett vranzte. Derselbe lautete folgendermaßen: „Eine Anzahl Studirender hat in Verbindung mit Nichtstudierenden einen akademischen liberalen Verein begründet. Dabei wurde jedoch den akademischen Gesetzen, wonach Vereine der Studirenden den Universitätsbehörden beifuss ihrer Zulassung anzuzeigen sind, unter nichtigen Vorwänden der Gehorsam verweigert. Der Verein ist daher, ganz abgesehen von der Frage, ob er nach dem Inhalt seiner Statuten mit den Zwecken der Universität verträglich wäre, illegal und gegenwärtig verboten. Demzufolge ist seitens der Universitätsbehörden unlängst an die studentischen Mitglieder seines Vorstandes die Aufforderung zum Austritt aus dem Verein ergangen; sie haben dieser Aufforderung auch Folge geleistet. Neuere Vorgänge veranlassen mich nunmehr, die Herren Studirenden allgemein darauf aufmerksam zu machen, daß der Verein gegenwärtig und verboten und daß die Theilnahme an demselben für die Studirenden nach dem Gesetze strafbar ist. Der gesunde Sinn der Studirenden läßt erathen, daß die Versuche, sie zu gegenwärtigen Verhalten zu verleiten, keinen Erfolg haben werden. Der Rektor (gez.) Dernburg.“ — Das Polizeipräsidium hat nun, um mit der „Post“ zu reden, diesem Anschlag dadurch einen gründlichen Nachdruck zu verleihen gewußt, daß es die Versammlung einfach verbot; damit aber jeder Eklat vermieden würde, gestattete es die Abhaltung eines sogenannten „Herrenabends“, der die Theilnehmer, welche zum größten Theile trotz des Anschlags Studenten waren, bis zum frühen Morgen frohlich beisammen hielt. — Dies der augenblickliche Stand der Verhältnisse!

**An Hölten und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern,** sowie anderen Einnahmen sind im Reich für die Zeit vom 1. April 1884 bis zum Schlusse des Monats November 1884 einschließlich der kreditirten Einnahmen und verglichen mit der Einnahme in demselben Zeitraum des Vorjahres) zur Anweisung gelangt: Rölle 146 409 818 M. (+ 9 164 583 M.), Tabaksteuer 3 657 259 M. (+ 1 244 462 M.), Rubenssteuer 52 673 530 M. (- 9 460 117 M.), Salzsteuer 25 565 813 M. (+ 392 397 M.), Brauntweinsteuer 19 884 296 M. (+ 110 353 M.), Uebergangsabgaben von Brauntwein 80 860 M. (+ 14 347 M.), Baussteuer 12 421 914 M. (+ 518 320 M.), Uebergangsabgaben von Bier 1 139 023 M. (+ 141 440 M.) Summa 176 485 449 M. (+ 2 125 725 M.). — Spielkartenstempel 655 474 M. (+ 25 294 M.), Wechselstempelsteuer 4 520 713 M. (- 41 465 M.), Stempelabgabe für Wertpapiere, Schulnoten, Rechnungen und Lotterielose 8 787 980 M. (+ 455 036 M.). Die zur Reichskasse gelangte Nett-Einnahme, abzüglich der Ausfuhr Vergütungen und bis Ende November 1884: Rölle 125 726 503 M. (+ 4 910 334 M.), Tabaksteuer 7 045 531 M. (+ 98 642 M.), Rubenssteuer 15 290 367 M. (- 10 365 313 M.), Salzsteuer 23 209 102 M. (+ 428 345 M.), Brauntweinsteuer und Uebergangsabgabe von Brauntwein 26 758 529 M. (+ 1 854 864 M.), Baussteuer und Uebergangsabgabe von Bier 11 488 052 M. (+ 559 234 M.); Summa 209 618 085 M. (- 2 453 891 M.) Spielkartenstempel 582 312 M. (+ 11 596 M.).

**Frankreich.** Der Finanzminister Tirard legte dem Senat

seinem Ermessen zu verfahren und sich Niemandem für seine Handlungen verantwortlich, als mir, wenn ich Rechenschaft von ihm fordere. Soweit ich ihn kenne, sehe ich auch alles Vertrauen in ihn; doch nehme ich es ihm sehr übel, daß er unhöflich gegen Dich war.“

„Unhöflich, lieber Onkel, wenn's weiter nichts wäre! Aber ich fürchte . . .“

„Was fürchtest Du?“

„Ich fürchte, daß er unredlich gegen uns handelt.“

„Da irrst Du, mein Kind!“ rief Rodenberg lebhaft ein. „Einer Unredlichkeit ist Brand nicht fähig!“

„Möglich, daß ich mich irre, Onkel; in dessen es kam mir vor, als ob er hier und da zu hohe Löhne zahlte; ich ersuchte ihn um nähere Angabe darüber, die er mir aber barsch und in beleidigendem Tone verweigerte.“

„Das ist sehr verdächtig, sehr verdächtig!“ rief Amberg ein und schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Vielleicht fühlte er sich nur in seiner Autorität als Generalvollmächtigter verletzt,“ entgegnete Rodenberg.

„Möglich!“ gab Amberg zu. „Doch sollte ich meinen, daß es sich in diesem Falle lohnte, die Sache einmal näher zu untersuchen. Es ist Ihnen nicht zugumuthen, lieber Freund Rodenberg, daß Sie die Gutsrechnungen durchsehen und ihm die Lohnbücher nachrechnen. Allein, wenn es einmal geschähe, so wäre es immerhin gut. Ihr Bevollmächtigter wüßte alsdann, daß zuweilen doch eine Kontrolle gethät wird und er nicht ganz schalten kann mit fremdem Gelde, wie es ihm beliebt.“

„Ich vertraue ihm und kenne ihn hinlänglich. Er ist der zuverlässigste Mann, den es giebt.“

„Es giebt manchmal Fälle, wo der redlichste Mensch von irgend einer Leidenschaft erfaßt wird, die ihn zu einer Unredlichkeit zwingt. Haben Sie nicht gehört, daß die treuesten Kassenbeamten, wenn sie irgendwo Verluste erleiden, welche sie verheimlichen möchten, einen Eingriff in die ihnen anvertraute Kasse machen?“

„Vergleichen Fälle mögen vorgekommen sein!“

„Sie sind vorgekommen, kommen häufig vor, und hier soll um so leichter möglich, als Brand weiß, daß sie geübt wird. Wie wäre es, wenn Sie sich

das Budget vor. Salmon verlas einen Protest der Finanzkommission gegen die verspätete Vorlage und fügte hinzu, daß es unmöglich sei, den Generalbericht vor Montag zu erstatten; wenn jetzt provisorische Bewilligungen eintreten müßten, so würde das Land wissen, daß hierfür nicht den Senat die Schuld tiefe. Der Senat vertagte sich darauf auf morgen.“

**Portugal.** Das portugiesische Kanonenboot „Sado“ und das französische Kanonenboot „Segond“ haben Landana am Congo besucht, um die zwischen den Eingeborenen und der französischen katholischen Mission in Saint Geovit entstandenen Differenzen beizulegen. Bei dieser Gelegenheit trafen die Offiziere beider Schiffe die von Portugal als Grenze seiner Besitzungen beanspruchte Parallele des 5° 12' südlicher Breite. Der Vorgang wurde protokolllarisch verzeichnet.

**Rußland.** Im russischen Gouvernement Archangel ist eine Hungersnoth ausgebrochen, das Elend wird als noch größer geschildert, als im Jahre 1867; auch glaubt man, daß eine allgemeine Auswanderung der nothleidenden Bevölkerung, ganz wie es im Jahre 1867 der Fall war, unmittelbar bevorstehe. Als Ursache des Unglücks wird der Umstand angeführt, daß Getreide und Kartoffeln in diesem Herbst zum großen Theil auf den Feldern erfroren. Das Mehl hat schon jetzt einen für die Mehrzahl der Bewohner unerträglich hohen Preis erreicht. — Der Finanzminister hat sich mit aller Bestimmtheit dafür ausgesprochen, daß der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft des Fürsten Gagarin von Seite der russischen Regierung Subsidien zugesandt werden. — Der mehrfach genannte Führer der polnischen, an den Papst gesandten Deputation, Gutsherr Frankowski, welcher gleich nach seiner Rückkehr aus Rom verhaftet und in die Zitadelle gebracht wurde, ist, wie man aus Warschau meldet, nunmehr zu dreijähriger Verbannung ins Innere Rußlands abgeführt worden, wobei ihm bedeutet wurde, daß dieses verhältnismäßig geringe Strafmäß nur einem Gnadenalle zu danken sei.

**Großbritannien.** Ueber das Attentat in Windsor wird (nach einem neueren Telegramm aus London) seitens der Eisenbahnbehörden erklärt, daß kein Grund zu der Annahme vorliege, die von der Station Windsor gemeldete Feuerbrunst sei von Jeneren angelegt worden. Genauere Ermittlungen hätten ergeben, daß keine Höllenmaschine in der Riste verborgen gewesen sei, ebenso sei auch in der betreffenden Flasche kein Sprengstoff enthalten gewesen. — Einer anderen Nachricht zufolge bestand die aufgefunden „Machinerie“ aus einer Sendung von Kurbeln für — Angelruthen. — Dem „Standard“ wird aus Lahore vom 19. d. M. gemeldet: Die „Civil and Military Gazette“ behauptet, daß russische Agenten, die man für Offiziere hält, sich in Kabul befinden und vertrauliche Beziehungen mit dem Emir unterhalten. Es verlautet, diesen Agenten sei der Schriftwechsel zwischen dem Emir und der indischen Regierung zugänglich. Diese Nachricht ist, wie das Blatt bemerkt, aus so vorzüglicher Quelle, daß nur das unzweideutigste amtliche Dementi sie erschüttern könne.

### Kommunales.

— Die Frequenz auf unseren städtischen höheren Lehranstalten zeigt auch für das vergangene Jahr ein eigenenthümliches Bild. Die Gesamtzahl der Schüler betrug 13 508, hat sich also gegen das Vorjahr nur um 145 gehoben. Da das Progymnasium und die Real- und Realschule in derselben Zeit einen Zuwachs von zusammen 175 Schülern gewonnen haben, so ergibt sich ein Rückgang in der Frequenz der übrigen höheren Lehranstalten um 30. Bei den Gymnasien beträgt dieser Rückgang 52, während sich die Frequenz in den Realgymnasien, bei denen im Vorjahre ein Rückgang von 56 zu konstatiren war, sich um 22 gehoben hat. Der Gesamtzuwachs, welchen die Stadt für die städtischen höheren Lehranstalten für Knaben zu zahlen hat, beträgt 1 203 630 M., oder 88,3 M. pro Kopf. Auch in den höheren Mädchenschulen hat die Frequenz abgenommen und zwar ist sie von 3531 auf 3440 gefallen.

— Zwei Kommunal-Ertragwahlen haben demnächst stattzufinden, und zwar für die II. Abtheilung des V. und für die II. Abtheilung des VIII. Kommunalwahlbezirks, deren Vertreter, die Stadtd. Kaufmann Müller und Fabrikbesitzer Tappert, ihr Mandat, welches bis 1889 gilt, niedergelegt haben. Die Ertragwahl soll Mittwoch, den 7. l. Mts., von Vormittags 10 bis Nachmittags 3 Uhr für den V. Wahlbezirk in der Viktoria-Brauerei, Lygongstr. 112, und für den VIII. Wahlbezirk in der 112/129 Gemeindschule, Wasserthorstr. 31, stattfinden.

— Mit der Regulirung des Wörther Plages und des diesen begrenzenden Theiles der Teeslostrasse soll nun endlich vorgegangen werden. Der Stadteordneter-Versammlung liegt jetzt eine Vorlage des Magistrats vor, welche den Antrag stellt, die zur Freilegung der Teeslostrasse erforderliche Fläche des Grundstücks der jüdischen Gemeinde von ca. 995 qm. zu einem Preise von 25 M. pro qm. unter der Bedingung zu kaufen, daß die Abtretung der zum Wörtherplage erforderlichen Fläche von ca. 488 qm. seitens der jüdischen Gemeinde ohne Entgelt erfolgt. Es wird sich dann noch um die Erwerbung einer 253 qm. großen Fläche eines Privatweges handeln, welche den

heute einmal die Lohnbücher forderten, lieber Freund? Sie brauchen sich ja gar nicht selbst mit der Rechnung zu befassen. Da bin ich hier, da ist auch Emmy! Sie ist eine vortreffliche Rechnerin. Wir werden statt Ihrer die Durchsicht übernehmen, und haben wir ein Monitum, so werden wir Sie darauf aufmerksam machen.“

„Reinetwegen mag das geschehen, lieber Amberg; aber ich weiß von vorn herein, daß Sie kein Monitum zu machen haben werden.“

„Davon bin ich ebenfalls überzeugt, allein es ist immer gut, wenn man seine Bediensteten zuweilen kontrollirt.“

„Darin haben Sie Recht, und so mag denn Brand mir seine Lohnbücher vorlegen, ehe er die Arbeitslöhne auszahlt. Ich werde ihm gleich nach Tisch die Weisung zugehen lassen.“

Amberg wechselte mit Emmy einen triumphirenden Blick.

„Außerdem,“ fuhr Rodenberg fort, „werde ich ihm einen Verweis zukommen lassen dafür, daß er Dir, liebe Emmy, unhöflich begegnet ist und werde ihm sagen, daß er Dir künftig so freundlich und zuvorkommend zu begegnen hat, wie er es der Verwandten seines Herrn schuldet.“

„Das werden Sie nie erreichen, Onkel,“ sagte Emmy, „Brand haßt mich.“

„Haßt Dich? Weshalb?“

„Sie wissen vielleicht nicht, daß zwischen Brand und Lucie ein Liebesverhältnis besteht.“

Rodenberg sah sie überrascht an und sagte: „Das weiß ich in der That nicht!“

„Ein solches Verhältniß besteht aber, Onkel Amberg wird das bestätigen können.“

Amberg lächelte verschmüht und nickte mit dem Kopfe.

„Ich kann es bestätigen; aber über so delikate Dinge breitet man lieber den Schleier.“

„Du sagst, Emmy,“ fuhr Rodenberg fort, „daß ein Liebesverhältnis zwischen ihnen besteht? Du willst sagen, bestanden hat!“

Spielermännchen Erben gehört. Mit diesen schweben die Verhandlungen noch.

— Das Polizeipräsidium hat, dem Vernehmen der „Nat.-Ztg.“ nach, seine Forderungen, betreffend die Bauprojekte für die drei neuen Markthallen Lindenstraße, Friedrichstraße, Rauerstraße, Zimmerstraße und Dorotheenstraße Reichstags-Ufer trotz der eingehenden Vorstellungen des Magistrats festgehalten. Namentlich werden die 9 Meter breiten Eingänge noch immer gefordert. Ohne Zweifel wird der Magistrat weitere Schritte thun und schließlich auch die Entscheidung der höchsten Instanzen anrufen, da die Mehrkosten, welche durch die polizeilichen Forderungen entstehen, sehr große sind. Die nächste Folge der Verfügungen des Polizeipräsidiums ist die, daß jetzt Projekte für neue Markthallen nicht aufgestellt werden können, und daß unter Anderem auch der Bau der Markthalle in der Altes- und Inoakidenstraße im Jahre 1885 nicht stattfinden wird. Die Wohnungen auf den Markthallen-Grundstücken werden vielmehr vermietet werden.

### Lokales.

**g. Behufs einer zur Freilegung der Vorstraße auf der Strecke von der Großbeeren- bis zur Raabachstraße erforderlichen 16 489 M. großen Fläche ist vor Kurzem das Enteignungsverfahren soweit beendet worden, daß ein Termin zur Festsetzung der Entschädigung im Dienstlokal des 31. Polizeireviere, Kreuzbergstraße 77, auf den 10. Januar l. J. festgesetzt werden konnte.**

**r. Das Kapitel von den Nebenbeschäftigungen der Beamten hat durch den folgenden Vorfall eine sehr bemerkenswerthe Bereicherung erfahren. Die Ehefrau des Bahnbeamten S. betrieb einen Holz- und Kohlenhandel, wovon S. den Vorschriften seiner Bahnverwaltung gemäß, dieser Mittheilung machte. Die Bahnverwaltung erklärte, hiermit nicht einverstanden sein zu können, und forderte den S. auf, bei Vermeidung seiner Entlassung aus dem Eisenbahndienste, dahin zu wirken, daß seine Frau das von ihr betriebene Geschäft aufgebe. Als letzteres innerhalb eines bestimmten Zeitraums nicht geschah, wurde S. entlassen. Dieser hielt den Entlassungsgrund nicht für gerechtfertigt, einmal weil von ihm eine gesetzlich nicht zulässige Einwirkung auf die Handlungen einer dritten Person gefordert worden sei, dann aber auch, weil die Forderung der Bahnverwaltung im Widerspruch stehe mit dem Prinzip der Gewerbe-Freiheit. Er klagte mit dieser Motivirung sein laufendes Gehalt gegen die Bahnverwaltung ein, indem er derselben seine Dienste zur Verfügung stellte und die nach seiner Meinung ungerechtfertigte Entlassung als rechtlich unerheblich betrachtete. Der Prozeß ist vor einigen Tagen vom Reichsgericht zu Ungunsten des Klägers entschieden worden, der mit seinem Gehalts-Anspruche abgewiesen wurde. Nach den Reglements der betreffenden Bahnverwaltung konnte es keinem Bedenken unterliegen, daß ihre Einwilligung nöthig war, wenn die Ehefrau des Klägers ein Gewerbe selbstständig betreiben wollte. In dieser Bestimmung hat das Reichsgericht einen Verstoß gegen die Gewerbe-Freiheit nicht erblicken können.**

**r. Die neue Pferdebahn-Linie Spittelmarkt-Rixdorf hat vom ersten Tage ihres Betriebes an bis heute den Anforderungen des Verkehrsbedürfnisses nicht entsprochen. Die kleinen, in Intervallen von fünf Minuten vom Spittelmarkt abgehenden Wagen sind zu jeder Tageszeit längst vor der Abfahrt gefüllt, ja nicht selten überfüllt, so daß an den späteren Haltestellen ein Aufsteigen nur in den allerletzten Fällen möglich ist, so daß man an der Kürassier- und Oranienstraßen-Ecke häufig sieht, daß Damen, nachdem sie vergeblich zwei, drei Wagen abgewartet haben, mühsamlich zu Fuß weiter gehen. Allerdings ist der Verkehr von der Cottbuser Brücke bis zum Röllstrug nur ein geringfügiger, für den die jetzt gehenden kleinen Wagen wohl ausreichen mögen; aber die Pferdebahn-Verwaltung hätte wohl dafür Sorge tragen können, daß dem Verkehrsbedürfniß zwischen Spittelmarkt und Cottbuser Brücke in ausgiebigerem Maße Rechnung getragen würde, als dies jetzt der Fall ist; es ist nöthig, entweder größere Wagen für die ganze Tour einzusetzen, oder die kleineren Wagen in schnelleren Intervallen fahren zu lassen.**

**g. Die Preise der Weihnachtsbäume sind trotz der bedeutenden Quantitäten, welche auf den Verkaufsstellen in Berlin aufgestapelt worden, recht hohe und scheinen mit dem Herannahen des heiligen Abends noch zu steigen. Weihnachtsbäume, die vor vier bis fünf Tagen noch 1 M. kosteten, werden heute nur noch für 1 M. 50 Pf. abgegeben und morgen sind sie vielleicht noch theurer. Auf einen Handel lassen sich die Leute gar nicht ein, eher verkaufen sie nicht. Ein Bäumchen von etwa 5 Fuß Höhe kostet 1 M. bis 1 M. 25 Pf., ein Preis, der bisher nicht gefordert worden ist. Die kleineren Bäume sind zum großen Theil vergiftet und so ist man auf größere und natürlich theuere angewiesen. Wenn es den Händlern nur nicht auch diesmal so geht, daß sie durch ihre hohe Preisforderung das Publikum von dem Kauf eines Baumes zurückscrecken und schließlich ganze Berge von Weihnachtsbäumen übrig behalten. Wir haben diese Fälle schon häufig**

„Vielleicht auch noch besteht, nicht wahr, Onkel Amberg?“

„Ich schweige lieber darüber, Kind!“ sagte Amberg mit einer geheimnißvollen Miene. „Ich sage weiter nichts, als daß ich in Berlin war, daß ich dort Lucie sah und sprach.“

„Sie haben Sie gesehen und gesprochen?“ fragte Rodenberg, mit weit geöffneten Augen den Sprecher anblickend. „O, erzählen Sie, lieber Freund? Wie geht es dem armen Kinde?“

„Gut, sehr gut! Für sie ist gesorgt. . . Ich könnte Ihnen Manches sagen, wenn ich wollte.“

„Es freut mich, daß für sie gesorgt ist. . . Aber wer . . . wer sorgt für sie?“

„Das mag ich nicht sagen, oder kann ich nicht sagen. . . Brechen wir davon ab!“

„Nennen Sie mir ihren Aufenthalt! Ich bin es dem Kinde meines Bruders schuldig, daß ich nicht Andere für sie sorgen lasse, wenn sie mich auch tief beleidigt hat.“

„Ersparen Sie sich eine Demüthigung, lieber Freund! Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Eine Demüthigung? Von welcher Seite sollte ich diese erfahren?“

„Sie zwingen mich etwas auszusprechen, was ich Ihnen verschweigen wollte, um Ihnen keinen neuen Kummer zu bereiten,“ versetzte Amberg, ihn traurig anblickend. „D, es bekümmert mich tief, daß Sie unverdient so von allen Seiten gekränkt werden. Lucie ist das undankbarste Geschöpf, das je existirte.“

„Sie ist undankbar!“ wiederholte Rodenberg gedankenvoll mit schmerzlichem Seufzen.

„Ja, sehr undankbar!“ bestätigte Amberg. „Ich erfuhr ihren Aufenthalt und ging zu ihr. Schände empfing sie mich; ich ertrug ihren Spott und ihren Hochmuth, da ich ja Ihnen einen Dienst leisten wollte. Ich sagte: „Liebes Fräulein Rodenburg! Ihr Onkel bereut es, Ihnen wehe zu thun, obwohl Sie ihn schwer kränkten. Ihr Onkel bietet Ihnen trotzdem seine Hilfe an, weil er sein Gewissen beunruhigt fühlt, Sie, die Tochter seines Bruders,

gehabt und können daher nur zu billigen Preisen raten, welche unzweifelhaft einen stärkeren Absatz im Gefolge haben. Mitteiligen Herzen theilen wir nachstehend die Adresse einer Wittve mit, deren Mann im September d. J. in Ausübung seines Berufes als Zimmermann aus der fünften Etage in die Tiefe stürzte, wo er selbstverständlich zerschmettert liegen blieb. Die Frau hat es bisher versucht, sich und zwei kleine Kinder von monatlich 5 M. Armenunterstützung und aus dem Ertrage einer Aufwartestelle von wöchentlich 2 Mark zu ernähren. Leider hat sie die letzterwähnte Einnahme jetzt auch eingebüßt. Die Adresse ist: Wittve Matsch, SW., Postenstraße 27, Hof im Keller.

Das nach Japan bestimmte Personal tritt am 15. d. M. nunmehr die Reise nach seinem Bestimmungsorte an, und die betreffenden Beamten scheiden vom 1. d. M. ab aus ihren hiesigen Dienstverhältnissen, unter Vorbehalt des Wiedereintritts nach Ablauf von 3 Jahren. Polizeihauptmann Höhn, welcher die Polizei in Tokio nach Berliner Muster zu reorganisiren beabsichtigt, kehrt mit seiner ganzen Familie nach Japan über, während das ihm beigegebene Unterpersonal die Familien hier zurückläßt. Zur Reorganisation der Staatsanwaltschaft nach preussischem Muster ist Assessor Frommelt, ein Sohn des Hofpredigers Frommelt, nach Japan berufen, als militärischer Instruktor geht, wie schon gemeldet, Major Neckel dorthin. Sämtliche Herren treten die Reise mit den zur Zeit noch hier weilenden japanischen Beamten gemeinschaftlich an und ist unterwegs ein ca. 14tägiger Aufenthalt in Paris in Aussicht genommen.

N. Das Berliner Adreßbuch für das Jahr 1885, das alljährlich in neuester Auflage genau zur Weihnachtszeit erscheint, kam gestern, Dienstag, zum ersten Male zur Veröfentlichung. Unter Benützung amtlicher Quellen ist dasselbe wieder von A. Ludwig redigirt und von der Verlagsfirma W. u. S. Böventhal der neueste illustrierte Plan von Berlin als Großblatt beige beigefügt worden. Wie bisher haben sämtliche selbstständigen Einwohner mit Ausschluß der Handwerksgehilfen und Gaatarbeiter Aufnahme gefunden. Das alphabetische Verzeichniß der Einwohner Berlins zählt 1193 Seiten, also genau 50 Seiten mehr, als wie im vorigen Jahrgange. Das Verzeichniß sämtlicher Häuser Berlins mit Angabe der Eigenthümer und Miether erfordert 448 Seiten, mithin 13 Seiten mehr als im Vorjahre. Das dritte Verzeichniß, welches die Einwohner Berlins nach ihren Beschäftigungen und Gewerben enthält, weist nur einen Unterschied von einer Seite mehr für dieses Jahr auf. Ein sehr gutes Zeichen, daß sich die alten Geschäfte nicht nur erhalten, sondern noch um eine ganz stattliche Anzahl neuer vermehrt haben. Im vorigen Jahre umfaßte dieses Verzeichniß 267 Seiten, in diesem Jahre 268 Seiten. Der vierte Theil, der das königliche Haus, die städtischen und städtischen Behörden, Kirchen, Anstalten und Sebensnützlichkeiten enthält, umfaßt 163 Seiten. In einem Anhang ist diesmal auch, abgesehen von Charlottenburg und den zwölf alten Dörfern, neuerdings auch noch Stralau und Wilmersdorf im Verzeichniß mit aufgenommen. Trotz dieser bedeutenden Vermehrungen erscheint der Kalender in diesem Jahre handlicher wie sonst, da die Eingangs genannte Verlagsfirma den Kalender in zwei Theilen zur Ausgabe gebracht hat.

Ueber den strengen Frost im letzten Drittel des November, den man bei der jetzt schon drei Wochen währenden gelinden Witterung fast vergessen hat, entnehmen wir dem neuesten Wetterbericht des k. meteorologischen Instituts, daß seit Beginn regelmäßiger meteorologischer Beobachtungen, d. i. seit 1848, eine derartige Abweichung von der Normaltemperatur, wie sie die Pentade vom 22. bis 26. November zeigt, nicht vorgekommen ist. Die Mitteltemperatur war in diesem Zeitraum in Ostpreußen 8—9, in Brandenburg um 7, in Schlesten und Sachsen um 6, am Rhein um 4—5 Grad zu niedrig. In Pommern sank am 28. das Thermometer auf 18,1 Grad Rälte, in Königs in Westpreußen am 30. auf —19,7 Grad, Temperaturen, wie sie selbst auf der Schneeflocke nicht beobachtet wurden. Dasselbst war die Minimaltemperatur —17,2 Grad. In unserem Jahrhundert dürften, wie wir beiläufig bemerken wollen, nur die Jahre 1827, 1829 und 1838 eine ähnlich auffallende Novemberkälte im letzten Drittel des Monats gehabt haben. 1827 trat ebenso wie in diesem Jahre der Witterungswechsel am 3. Dezember ein und das milde Wetter dauerte bis Anfang Januar. 1838 war vom 30. November bis 18. Dezember warmes Wetter, alsdann folgte Frost bis Mitte Januar und ein strenger Nachwinter im Februar und März. Der Winter 1829/30 dürfte wohl allen älteren Leuten als der strengste, den sie erlebt haben, in Erinnerung sein. Vom 12. November bis 11. März herrschte fast ununterbrochen strenger Frost, der besonders zu Weihnachten und Ende Januar eine ganz außerordentliche Höhe erreichte.

Eine tragikomische Verwechslung gab in den letzten Tagen der vorigen Woche in den betreffenden Kreisen zu großer Aufregung Veranlassung. Nach der Todesanzeige in einer hiesigen Zeitung war eine Frau S. . . . gestorben. Diese Anzeige konnte sich nur auf eine Frau S., welche in

der Bergstraße in Niddorf wohnt, beziehen, zumal deren Vornamen genau zu denen der Verstorbenen paßten. Anverwandte eilten sofort nach Niddorf, um für das Begräbniß der vermeintlich Verstorbenen Sorge zu tragen, waren aber nicht wenig erstaunt, Frau S. wohl und munter anzutreffen. Der Tag nahte heran, an dem nach der Todesanzeige das Begräbniß auf einem der Kirchhöfe in der Bergmannstraße stattfinden sollte. Zur festgesetzten Zeit trafen viele Freunde und Bekannte der Todtgebliebenen in deren Wohnung ein, um dieser die letzte Ehre zu erweisen, trafen aber die Todtgebliebenen in bester Laune im Kreise mehrerer „Leidtragender“ bei einem fröhlichen Mahle. Die nach dem Kirchhof gegangenen Bekannten der verewintlichen Verstorbenen, von denen einige sogar dem Sarge derjenigen gefolgt waren, auf welche sich die Todesanzeige bezog, wurden dort ihren Irrthum gewahr und begaben sich nach der Wohnung der noch lebenden Frau S., wo auch sie noch Gelegenheit fanden, sich an dem fröhlichen Mahle, des Wiedereintritts der Todtgebliebenen zu erfreuen.

a. Ueber den zweifelhaften und gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb eines Kaufmanns B., welcher in der Neuen Friedrichstraße unter der Firma B. u. Co. in einem mit einem Kutt und ein paar Stühlen versehenen Zimmer ein Komptoir eröffnet hatte, daselbst uneinfahrene Personen als Kassenboten, Kassierer, Geschäftsführer zu engagiren versucht resp. engagirt hatte und von diesen sich namhafte Kauttionen in der Form von zu verzinsenden „Geschäftseinlagen“ geben ließ, gehen uns noch weitere Mittheilungen zu, wonach B. diese Geschäfte in einem großartigen Umfange und mit meisterhafter Routine betrieben hat. B. hat sich in einem Falle, in welchem er einem jungen Mann, Namens H., der einige Tausend Thaler Vermögen hat, an sich herangezogen und ihn als Geschäftsführer engagirt hat, als Inhaber eines Getreide-, Bau- und Kommissionsgeschäfts bezeichnet und H. mußte vor dem Antritt seines Engagements 3000 Mark an B., und zwar als eine mit 5 pCt. zu verzinsende „Geschäftseinlage“ geben, welche Summe B. hypothekarisch auf einer ihm gehörigen geringwertigen Baustelle in der Bernauerstraße hinter einer sehr hohen Baugeldhypothek eintragen ließ. Bei dem sodann in Angriff genommenen Bau auf dieser Baustelle fungirte H. als Bauaufsicht, Lohnzahlungen an die Bauarbeiter aus seinen eigenen Mitteln für B. zu leisten, da dieser nicht in der Lage war, die dringenden Handwerker zu bezahlen. In dieser Weise hat B. binnen Kurzem 1500 M. für B. vorausgelegt, ohne irgend welche Sicherheit für diese Summe zu haben. Als nun H. auf Zahlung der 1500 M. drang, propozierte ihm B. die Beheiligung an einem anderen Baugeschäft, falls H. noch weitere 6000 Mark dazu geben wollte. B. spiegelte in Bezug auf dieses Geschäft vor, daß er in Verhandlung wegen Erwerbs einer Baustelle in der Kurfürststraße stehe, worauf er 10 000 M. anzahlen müsse, über 4000 M. aber nur versäße; wenn ihm nun H. die noch fehlenden 6000 M. gebe, so werde er dem H. die 6000 M. und die bereits geleisteten 1500 M. auf dem neuen Grundstück hypothekarisch eintragen lassen. H. wollte in dem Glauben, dadurch die Forderung von 1500 M. sichern zu können, darauf eingehen, bevor er aber dem B. die 6000 M. gab, zog er vorläufiger Weise bei dem angebliebenen Verkäufer der Baustelle Erkundigungen ein, wobei sich herausstellte, daß überhaupt gar keine Verhandlungen zwischen ihm und dem ihm unbekanntem B. wegen der Baustelle stattgefunden haben. Jetzt erst erkannte H., nachdem er um 4500 M. leichter gemacht worden, in welche Hände er gerathen war.

N. Ein durchgehendes Pferd, das vor einem Milchwagen gespannt war, verlegte heute Vormittag in der 10. Stunde die Adjazenten und Passanten der Neuen Köpferstraße in Angst und Schrecken. Das Pferd war durch Ausstreuen von Reis scheu geworden und ungeachtet um die Fußgänger auf den Bürgersteig getrieben, wo es im nächsten Augenblicke das große Schaufenster der Kolonialwaarenhandlung von Hiltische zertrümmern mußte. Mehreren beherzten Augenzeugen gelang es, das Thier noch im letzten Augenblicke aufzuhalten und so eine ernsthafte Katastrophe zu verhindern.

N. Ein unfreiwilliges Bad wurde in der vergangenen Nacht einem in der Dranienburgerstraße wohnenden Gärtnergehilfen Wäsche in der Straße Neu Cölln am Wasser zu Theil. Derselbe versuchte in übermüthiger Laune mit noch mehreren anderen jungen Leuten am Geländer der Spree Kunststücke zu machen, verlor dabei das Gleichgewicht und stürzte kopfüber ins Wasser. Ein mitanwesender Schlächtergeselle Wollf sprang dem mit dem Wellenode kämpfenden sofort nach und gelang es ihm, den W. bald ohnmächtig, aber noch lebend ans Land zu schaffen. W. mußte sofort per Droschke nach seiner Wohnung geschafft werden.

a. Verhaftet. Bei einem Bäckermeister in der Steglitzerstraße stand bis zum 9. d. Mts. der Hausdiener C. im Dienst, welcher während der letzten Zeit in zahlreichen Fällen die von ihm für Backwaaren von Kunden eingezogenen Beträge an seinen Prinzipal nicht abgeliefert, vielmehr angegeben hat, daß die Kunden die von ihm überbrachten Waaren nicht bezahlt hätten. Nachdem sein Prinzipal Anzeige hiervon bei der Polizeibehörde erstattet hatte, entfernte sich C. heimlich und erst

Noth leiden zu sehen. Nehmen Sie seine Hilfe an; es wird zur Ruhe seines Gemüthes beitragen.“

„Und was antwortete sie?“ fragte Rodenburg gespannt.

„Ja, antwortete sie? — Spöttisch zuckten ihre Lippen und schnippisch erwiderte sie: „Ich will von dem alten Rodenburg und seinem Gelde nichts wissen. Vorläufig ist für mich von anderer Seite geforgt; vorläufig brauche ich ihn nicht, und später . . .“ Ach, ersparen Sie mir das Uebrige, ich mag es nicht ausprechen.“

„Du ermahnstest mich vorher, Onkel, stets die volle Wahrheit zu sagen, da es Onkel Rodenburg wünscht,“ nahm hier Emmy das Wort. „Ich erinnere Dich an Deine eigenen Worte, Du bist hier ebenfalls verpflichtet, die volle Wahrheit zu sagen.“

„Die Undankbare!“ röhnte Rodenburg. „Sie könnten mein so gut gemeintes Anerbieten kalt und hochmüthig zurückweisen!“

„Mehr als das!“ versetzte Amberg. „Ich hätte Ihnen gern den Kummer erspart, denn das edle Gemüth empfindet, wenn es schöner Undankbarkeit begegnet; aber ich muß Ihnen Alles sagen . . .“ Später,“ sagte Lucie, „gehört mir und meinen Geschwistern ja doch sein ganzes Vermögen. Wir sind die nächstberechtigten Erben, und sein Vermögen muß unser werden; allem Anscheine nach wird's ja nicht lange mehr dauern. Wie ich erfahren habe, geht es mit Riesenschritten bergab mit dem Alten.“ — Das waren ihre Worte!“

„Unmöglich, Amberg, kann Lucie so gesprochen haben!“ Amberg legte die Hand auf das Herz.

„Glauben Sie, lieber Freund, ich wäre fähig auch nur eine Sylbe zu übertreiben? Es drückt mir schon das Herz ab, dieses zu sagen. Ach, ich habe die Ausdrücke im Gegenheil gemildert, denn ihre Worte so zu wiederholen, wie sie wirklich gesprochen wurden — nein, das bringe ich nicht über's Herz.“

„O, Lucie, das habe ich nicht um Dich verdient!“ röhnte Rodenburg.

Die Stimmung bei Tische war jetzt eine sehr trübe, und es fand sich jetzt auch trotz Amberg's Bemühung kein

Thema eines Gesprächs, was diese Stimmung einigermaßen hätte aufhellen können. Erst als die Tafel aufgehoben war, und Rodenburg sich in sein einsames Zimmer zurückgezogen hatte, da heulte sich Amberg's Gesicht auf und lachend schloß er Emmy in seine Arme.

„Mädchen,“ sagte er, „Du hättest müssen Komödiantin werden!“

„Und Du, Onkel, wärest der beste Komödiant der Welt gewesen,“ erwiderte sie. „Bist Du nicht mein Lehrmeister?“

„Die Sache nimmt einen vortrefflichen Verlauf,“ besätigte Amberg. „Das Glück begünstigt jeden unserer Schritte sichtlich. Wenn wir jetzt keinen Fehler machen, dann sind wir geborgen.“

„Ich denke, Onkel, wir sind Beide zu klug, um einen Fehler zu machen,“ erwiderte Emmy.

„Das denke ich auch!“

Im höchsten Vaterstolze bot Amberg ihr den Arm und Beide machten einen Spaziergang durch Garten, Hof und Wald, das ja Alles jetzt so gut wie ihr Eigenthum war.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Brand, welcher seine Wohnung in dem Seitenflügel des Schlosses hatte, saß in seinem Bureauzimmer in Rechnungen vergraben. Vor sich hatte er ein mächtiges Buch, in welches er Summe auf Summe eintrug, und neben sich auf verschiedenen Zahlbreitern Geld in allen Münzsorten aufgezählt. Es war heute Lohnntag, und da hat der Verwalter eines so umfangreichen Gutes hinlänglich Arbeit. Auf einem Seitentischchen lag ein mächtiger Stoß kleiner Bücher. Es waren das die Arbeitsbücher der Handwerker und Arbeiter, und die Listen der Statthalter, welche über einzelne Abtheilungen der Arbeiter die Aufsicht führen, und deren Arbeitsleistungen zu kontrolliren hatten. — Brand hätte die einzelnen Arbeitsbücher durchzusehen, um sich zu überzeugen, ob die darin notirten Posten mit den von dem Statthalter angegebenen Arbeitstagen oder gefertigten Stücken übereinstimmten. Bevor er noch diese

gestern Abend wurde er in der Potsdamerstraße von einem Wächter angehalten und verhaftet.

Polizei-Bericht. Am 21. d. M., Nachmittags wurde ein sinnlos betrunkenen unbekannter Mann, vor dem Hause Alexandrinenstraße Nr. 35 auf dem Bürgersteig liegend, aufgefunden und nach der Wache des 28. Polizei-Reviers getragen. Nachdem derselbe die Nacht hindurch in der Stützelle fest geschlafen hatte, verstarb er am andern Vormittage am Herzschlage. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. — An demselben Tage Abends verunglückte der Nagelschmied Schulz vor dem Hause Wiesenstraße Nr. 64 dadurch, daß er beim Uebersteigen des Rinneleins ausglitt und den rechten Unterarm brach. Derselbe wurde nach dem Lazarus-Krankenhaus gebracht. — Am 22. d. Mts. Nachmittags wurde ein Mann in der Küche seiner in der Hohenstraße belegenen Wohnung an einem Rouleaurahmen erhängt vorgefunden. — Auf dieselbe Weise machte am Abend desselben Tages ein Mann in seiner in der Friedenstraße belegenen Wohnung seinem Leben ein Ende. Beide Leichen wurden nach dem Obduktionshause geschafft. — In der Nacht vom 22. zum 23. d. M. wurde ein unbekannter, anscheinend dem Arbeiterstande angehörender Mann in der Rosenhalerstraße 54, von einem anderen ohne jegliche Veranlassung mit einem Stöße derart über den Kopf geschlagen, daß er betnunnungslos zusammenbrach und nach dem Hedwigs-Krankenhaus gebracht werden mußte.

### Gerichts-Zeitung.

Das Dynamit-Attentat bei der Enthüllungsfest der Niederwald-Denkmal vor dem Reichs-Gericht.

Leipzig, den 22. Dezember 1884. Am heutigen Tage, an dem das Urtheil verkündet werden soll, ist der Andrang ein sehr großer. Pünktlich um 12 Uhr Mittags werden die Angeklagten auf die Anklagebank geführt. Reinsdorf mußte mit dreißiger Miene das zahlreiche Publikum, Ruspich und Küchler sehen dagegen sehr niedergeschlagen aus. Gegen 12 Uhr Mittags erscheint der Gerichtshof. Unter lautloser Stille verkündet Präsident Drenkmann folgendes Urtheil:

Der Gerichtshof hat für Recht erkannt, daß der Angeklagte Bachmann wegen versuchten Mordes und Brandstiftung mit 10 Jahren Zuchthaus, 10 Jahren Ehrverlust und Polizeiaufsicht, Angeklagter Ruspich wegen Hochverraths mit dem Tode und dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, außerdem wegen versuchten Mordes und Brandstiftung mit 12 Jahren Zuchthaus, 10 Jahren Ehrverlust und Polizeiaufsicht, der Angeklagte Küchler wegen Hochverraths mit dem Tode und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, ferner wegen versuchten Mordes und Brandstiftung mit 12 Jahren Zuchthaus, 10 Jahren Ehrverlust und Polizeiaufsicht, der Angeklagte Reinsdorf wegen Anstiftung zum Hochverrath mit dem Tode und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, und wegen Anstiftung zum versuchten Mord und zur Brandstiftung mit 15 Jahren Zuchthaus, 10 Jahren Ehrverlust und Polizeiaufsicht zu bestrafen, dagegen den Angeklagten Reinsdorf wegen Anstiftung eines weiteren versuchten Mordes und Brandstiftung freizusprechen, den Angeklagten Holzbauer wegen Beihilfe zum Hochverrath mit 10 Jahren Zuchthaus, 10 Jahren Ehrverlust, wegen Beihilfe zum versuchten Mord und zur Brandstiftung freizusprechen, daß ferner die Angeklagten Söhngen, Rheinbach und Loellner von der Anklage wegen Beihilfe zum Hochverrath und wegen Beihilfe zum versuchten Mord und zur Brandstiftung freizusprechen, daß die Kosten des Verfahrens den verurtheilten Angeklagten zur Last zu legen seien.

Die Gründe sind folgende: Es sind zwei Attentate zur Ausführung gelangt, das eine in dem Willemsen'schen Lokale zu Ebersfeld, das andere in einer Festhalle zu Radesheim. Ein drittes Attentat auf dem Niederwald ist versucht worden, jedoch nicht zur Ausführung gekommen. Das Attentat in dem Willemsen'schen Lokale zu Ebersfeld ist am 4. September 1883 erfolgt. Dasselbe hat in dem betreffenden Gebäude einen erheblichen Schaden angerichtet. Es ist außerdem vollführt worden zu einer Zeit, als sich etwa 30 Kräfte in einem Nebenlokale befanden.

Der Angeklagte Bachmann, der einmal sich selbst als Thäter bekannt, andererseits vom Kölner Friede auf das Bestimmteste rekonozosirt worden ist, hat nach Lage der Dinge unzweifelhaft die Absicht gehabt, nicht bloß eine Brandstiftung zu begehen, sondern auch Menschen zu tödten. Der in der Nähe gewesene Kellner Friede ist im Uebrigen durch die Explosion sehr erheblich verwundet worden, andererseits mußte B. sehen, daß nach einer Anzahl anderer Menschen im Lokale sich aufhielten. Es ist zu erwägen, daß das Attentat von Bachmann, Reinsdorf und dem flüchtig gewordenen Weidenmüller lange vorher geplant worden ist, und zwar sollte es deshalb unternommen werden, weil in jenem Lokale die bestehenden Klassen verlehren. Hieraus, aber auch aus dem ferneren Umstande, daß Bachmann längere Zeit im Lokale gefessen, ehe er das Attentat vollführte, geht hervor, daß er mit voller Ueberlegung gehandelt hat. Es ist des Weiteren zu erwägen, daß Bachmann ein hervorragendes Mitglied der Anarchisten-Partei war, daß noch bei seiner Verhaftung mehrere Exemplare der

Arbeit begonnen hatte, trat der Sekretair Rodenburg's zu ihm ein.

„Es ist noch nicht so weit, Herr Harber,“ sagte Brand, seine Absicht errathend, „ich habe die Bücher noch nicht kontrollirt. Sie können den Betrag für die Feldarbeiter noch nicht in Empfang nehmen.“

„Ich komme auch nicht zu dem Zwecke,“ antwortete in zweideutigem Tone der junge Mann, „ich weiß wohl, daß es dazu noch zu früh ist. Ich komme im Auftrage des gnädigen Herrn, welcher Sie bittet, ihm die Arbeitsbücher und die Kontrol-Listen zu schicken.“

Brand blickte überrascht auf.

„Es freut mich, daß Herr Rodenburg sich wieder so wohl fühlt, um sich mit seinen Angelegenheiten zu beschäftigen,“ sagte er. „Es gehört sich eigentlich, daß eine solche Kontrolle jede Woche geübt würde.“

„Ich glaube nicht,“ versetzte Harber, „daß der gnädige Herr sich heute wohler fühlt, als sonst; vielmehr glaube ich, daß Herr Amberg und seine Tochter die Kontrolle vornehmen werden.“

Da umdüsterte sich Brand's Stirn; er erinnerte sich der Begegnung mit Lucie am Eingang des Gartens.

„Pure Bosheit!“ murmelte er vor sich hin, dann aber nahm er ohne Weiteres den Stoß kleiner Bücher — es waren die Arbeitsbücher der Handwerker — und die Kontrol-Listen der Statthalter, und übergab beides dem Sekretair.

„Bringen Sie dies Herrn Rodenburg, in einer halben Stunde werde ich mir erlauben, selbst zu ihm zu kommen.“

Der Sekretair entfernte sich. Amberg und Emmy waren in Rodenburg's Zimmer anwesend. Harber trat ein und übergab Herrn Rodenburg die Bücher und die Listen.

„Herr Brand war wohl einigermaßen überrascht, diese Aufforderung zu erhalten?“ fragte Emmy mit hämischer Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

„Freiheit“ bei ihm vorgefunden wurden, ein Blatt, das in wildeste Sprache die Propaganda der That empfiehlt, Dynamit-Attentate glorifiziert und über die Handhabung des Dynamits technische Vorschläge macht. Dem Leser eines solchen Blattes konnte mithin die Wirkung des Dynamits keinesweges unbekannt sein.

Der Gerichtshof ist daher der Ansicht, daß Bachmann nicht bloß wegen Brandstiftung im Sinne des § 306 alio. 3 und § 311 des Strafgesetzbuches, sondern auch wegen verübten Mordes zu bestrafen ist. Hierbei ist in Betracht zu ziehen, daß der Mordversuch nicht gegen einen einzelnen Menschen, sondern gegen eine größere Volksmenge begangen ist und daß er begangen war aus Haß gegen die bestehenden Klassen. Der Gerichtshof erblickt daher in der Handlungsweise des Bachmann eine ehrlose Gesinnung und hat deshalb neben einer zehnjährigen Zuchthausstrafe auf zehn Jahre Ehrverlust und Polizeiaufsicht erkannt.

Zweifellos steht nach den Ergebnissen der Beweisaufnahme fest, daß Reinsdorf den Bachmann zu der That angeflist hat. Der Anflister ist gleich dem Thäter zu bestrafen, es ist deshalb wegen dieses Vergehens gegen Reinsdorf auf eine 15jährige Zuchthausstrafe, 10 Jahre Ehrverlust und Polizeiaufsicht erkannt worden. Ich komme nun zu dem Attentat auf dem Niederwald. Rupsch und Kähler sind beschuldigt, hierbei als Thäter, Reinsdorf als Anflister gewirkt zu haben. Schon am 9. September hat eine Konferenz stattgefunden, in welcher Reinsdorf vorschlug, bei der Enthüllungsfeste des Niederwald-Denkmal aufzugehen. Reinsdorf wollte selbst nach Hüttenheim reisen. Am 23. September sagte jedoch Kähler dem Rupsch: er solle zu Reinsdorf, der zur Zeit im Krankenhaus lag, gehen, dieser habe ihn ausersuchen, zu der Enthüllungsfeste zu fahren und dort Se. Majestät den Kaiser, den deutschen Kronprinzen und alle Generale, wie Kähler sich ausdrückte, zu tödnen. Rupsch leistete dieser Aufforderung des Kähler auch sofort Folge und nachdem ihm Reinsdorf den Auftrag persönlich mitgeteilt und er von Holzbauer das Dynamit und das nötige Reisegeld erhalten hatte, reiste er in Begleitung des Kähler nach Hüttenheim.

Dieser handelten Beide in sehr wohl überlegter Weise. Sie suchten sich am Abend vorher zunächst den Ort aus, wohin sie das Dynamit legen wollten, holten es alsdann und verbanden es mit einer bis in den Wald sich hinziehenden Fändschnur, welche letztere sie mit Gras, Laub und Erde bedeckten. Am folgenden Tage waren sie bemüht, die Explosion zu vollführen, dies gelang ihnen jedoch nicht. Es entsteht nun die Frage: Ist die ganze Geschichte glaublich, da ein objektiver Thatsachenzustand nicht vorliegt?

Der Gerichtshof hat die volle Ueberzeugung gewonnen, daß die Explosion in der von den Angeklagten erzählten Weise versucht worden ist. Es entsteht nun die Frage: sind hier Handlungen begangen worden, die einen Anfang der Ausführung des beabsichtigten, aber nicht zur Vollendung gekommenen Verbrechens betätigt haben, oder sind nur vorbereitende Handlungen zum Hochverrat begangen worden? Der Gerichtshof hat die erste Frage bejaht und zwar aus dem Grunde, da Rupsch die Fändschnur bereits entzündet hatte. Der Gerichtshof hält in dieser Beziehung die Aussage des Kähler für glaubwürdig, daß Rupsch zunächst den Schwamm entzündete, dieser aber in Folge der großen Hitze nicht brennen wollte, daß Rupsch alsdann neuen Schwamm von ihm forderte, aber das Zünden des letzteren ebenfalls wirkungslos blieb, da die Fändschnur vollständig durchbrannt war. Es steht nun fest, daß es in der Nacht vom 27. zum 28. September 1883 sehr geregnet hat und nach den Bekundungen des Sachverständigen, Major Vagenstecher, ist es daher ganz erklärlich, daß die Explosion nicht erfolgte. Daß Rupsch die Fändschnur durchschnitten, um die Explosion zu vereiteln, glaubt der Gerichtshof nicht. Einmal erscheint es sehr ungläublich, daß er die Schnur zunächst mit einer kalten Zigarre entzündet hat, denn diese Manipulation konnte bloß einen Zweck haben, um den Kähler zu überzeugen, daß die Fändschnur nicht anbrennen wolle.

Er mußte sich sagen, daß Kähler sehen werde, der Schwamm habe überhaupt nicht einmal geblüht. Der Gerichtshof ist aber im Uebrigen der Meinung, Rupsch ist gar nicht willens gewesen, das Attentat zu vereiteln, denn einmal behauptet er selbst nicht, daß er nach Hüttenheim gefahren sei, um das Attentat zu vereiteln, sondern, um sich auf Kosten Anderer zu amüsieren, und andererseits ist der Gerichtshof der Meinung: wenn es dem Rupsch mit der Verhinderung des Attentats ernst gewesen wäre, dann hätte er doch nicht nötig gehabt, die Einschnitte in die Baumstämme zu machen, um am folgenden Tage die Fändschnur wiederzufinden. Für seine fernere Schuld spricht, daß, nachdem das Attentat mißlungen, er gleich darauf den Entschluß faßte, die Festhalle in Hüttenheim in die Luft zu sprengen und diesen Entschluß auch zur Ausführung brachte.

Es ist undenkbar, daß Jemand, der soeben von der Begabung eines Mordes freimüßig Abstand genommen hat, sofort den Entschluß faßt, einen anderen Mord zu begehen. Kähler ist nun gleich dem Rupsch als Thäter zu bestrafen. Er hat nicht bloß Worte gehalten, er nahm an der Legung des Dynamits Theil, wußte die mit dem Dynamit verbundene Fändschnur auf und half dem Rupsch nach neuem Schwamm suchen. Dies Alles sind Handlungen, die zweifellos für die Mithäterschaft sprechen. Daß Kähler nur mitgereist war, um das Attentat zu verhindern, kann ihm in keiner Weise geglaubt werden. Er leugnete anfänglich, den Rupsch überhaupt zu kennen, suchte durch seine Verwandten einen Alibi-Beweis zu führen, und als ihm nachgewiesen wurde, daß er in Koblenz seine Uhr verlegt habe, gab er dies wohl zu, leugnete aber immer noch, überhaupt auf dem Niederwald gewesen zu sein.

Noch in den jüngsten Tagen hat man einen „Kaisler“ bei ihm vorgefunden, in welchem er seine Verwandten um Geld bat, um seine Flucht zu bewerkstelligen. Erst im Audienstermin läßt er sich zum Geständnis herbei, dabei gewesen zu sein, dies sei aber nur geschehen, um das Attentat zu verhindern. Ist es einmal ungläublich, daß zwei Leute die Begabung eines Attentats unternehmen, um die Ausführung desselben zu vereiteln. Er sagt wohl: er habe deshalb das Dynamit in die Drainage gelegt, weil er hoffte, es werde Wasser in dieselbe fließen, und daß alsdann das Dynamit wirkungslos bleiben werde, er mußte sich jedoch aber auch sagen, daß seine Hoffnung ihn täuschen und nicht soviel Wasser in die Drainage kommen könne, um die Wirkung zu verhindern. Daß bei Rupsch und Kähler die Absicht vorgewaltet hat, Se. Majestät den Kaiser, den deutschen Kronprinzen nebst Umgebung zu tödnen, steht außer allem Zweifel. Dafür spricht die bekannte Reue des Kähler zu Rupsch und das Geständnis von Reinsdorf selbst, der dem Rupsch ganz direkt gesagt hat: er solle die Explosion vollführen, um Se. Majestät den Kaiser, den deutschen Kronprinzen und die deutschen Bundesfürsten zu tödnen.

Daß auch die volle Absicht bei beiden Angeklagten obgewaltet hat, geht aus der Erzählung des Rupsch hervor, der bekundet: Er sollte das erste Mal den Weg des Kaisers auf 50 oder 150 Schritte herankommen lassen und das zweite Mal die Explosion dann vollführen, wenn das letzte Hoch auf Se. Majestät den Kaiser ertönt war, ein programmatisches Zeichen, daß der Festzug, an der Spitze der laienliche Wagen, zurückkomme. Daß die Explosion, wenn sie nicht durch den Regen vereitelt worden wäre, objektiv geeignet gewesen wäre, die Festzüge der vorüberziehenden Wagen zu tödnen, hat uns der Sachverständige, Herr Major Vagenstecher bekundet. Es ist nun in Erwägung zu ziehen, daß Rupsch den anarchischen halbtags, daß er ein eifriger Verehrer der „Freiheit“ war, bei seinem Prinzipal einmal einen Diebstahl be-

ging, er zur Rede gestellt, antwortete: „Eigenthum ist Diebstahl“, daß er ferner äußerte: Es sei ihm ein Leichtes 500 Gefinnungsgenossen zusammenzubringen, er könne aus Säuren Dynamit bereiten, ja daß er sogar einmal über sein Treiben zur Rede gestellt, antwortete: Es ist mir sehr gleichgültig, auf welche Art ich zu Grunde gehe, werde ich einmal gefaßt, dann nehme ich eine Nitro-Glycerin-Büchse in den Mund und tödne mich selbst. Es besteht ferner kein Zweifel, daß Reinsdorf gewußt hat, Rupsch sei der geeignete Mensch zur Ausführung des Attentats und wenn Reinsdorf dem Rupsch den Kähler noch zur Begleitung mitgab, so geschah dies nicht, weil er an die Zuverlässigkeit des Rupsch, sondern nur, weil er an seinem Muth etwas zweifelte.

Was nun den Kähler anlangt, so zählt dieser ebenfalls zu den eifrigsten Anhängern der anarchischen Partei, beherrschte sogar längere Zeit den Reinsdorf. Reinsdorf bekennt frei und offen, daß er die Angeklagten Rupsch und Kähler angeflist hat, nach dem Niederwald zu reisen und dort Se. Majestät den Kaiser, den deutschen Kronprinzen und überhaupt alle dort versammelten deutschen Bundesfürsten zu tödnen. Er bemerkte dem Rupsch: Eine solche Gelegenheit, wie die Enthüllungsfeste, bietet sich nicht wieder, dort sei die ganze Gesellschaft zusammen. Ja, Reinsdorf bekennt frei und offen: er habe die Absicht gehabt, eine Ermordung des Kaisers zu veranlassen, er bezeichnet diese That als eine Nothwendigkeit zur Ausführung seiner anarchischen Ideen und sagt: es sei besser, daß Einer stirbt, als daß für Einen Hunderttausende hingeschlachtet werden sollen.

Danach ist Reinsdorf als Anflister des Hochverrats zu bestrafen. Es ist nun in Erwägung zu ziehen, in welcher schlechterer Weise das Verbrechen zur Ausführung gebracht werden sollte. Während die Thäter selbst in Sicherheit waren, sollte eine Explosion erfolgen, die geeignet wäre, eine große Anzahl von Menschen zu tödnen und das an einem Tage, der für ganz Deutschland ein Nationalfesttag war. Es ist des Weiteren zu erwägen, daß gegen Se. Majestät den Kaiser der Mordversuch zunächst gerichtet war, der Landesherr von Rupsch, Kähler und Reinsdorf ist. Es ist den Angeklagten nicht gelungen, den Nachweis zu führen, daß sie aus politischen Motiven gehandelt, das Verbrechen ist demnach eine ehrlose Handlung, es mußte demnach neben der Todesstrafe auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

Was nun den Angeklagten Holzbauer anlangt, so hat sein Haus offenbar den Heerd der anarchischen Bewegung in Darmen-Oberfeld gebildet. In seiner Wohnung fanden mehrfach Zusammenkünfte statt, in den Versammlungen geplant wurden. Der Gerichtshof hat nun die Ueberzeugung gewonnen, daß Holzbauer dem Rupsch das Dynamit übergeben, ihn ebenfalls mit Instruktionen versehen und ihm durch Sammlungen das nötige Reisegeld verschafft hat. Ohne Holzbauer wären Söhngen, Rheinbach und Tölnner nicht auf der Anklagebank. Er hat diese zur Geldergabe des Reisegeldes an Rupsch verleitet. Daß Holzbauer gleich Reinsdorf, Rupsch und Kähler mit voller Ueberlegung gehandelt hat, daß er wußte: es handle sich um die Tödtung Sr. Majestät des Kaisers, ist zweifellos erwiesen, Holzbauer war deshalb, wie geschehen, wegen Beihilfe zum Hochverrat zu bestrafen.

Bezüglich der Angeklagten Söhngen, Rheinbach und Tölnner hat der Gerichtshof nicht als erwiesen erachtet, daß diese den wahren Zweck ihres Geldleihens gekannt haben. Aus diesem Grunde ist auf Freisprechung derselben erkannt. An dem Attentat an der Festhalle in Hüttenheim ist nur Rupsch und Kähler betheiligt. Dies wurde von den beiden letzteren geplant, nachdem das Attentat auf dem Niederwald mißlungen war. Der Gerichtshof hat auch hier als erwiesen erachtet, daß beide, Rupsch und Kähler gemeinschaftlich als Thäter zu betrachten und daß sie die Absicht gehabt haben, einen Massenmord zu begehen, denn es waren zu dieser Zeit mindestens 1000 Menschen in der Festhalle anlässlich eines Konzerts versammelt. Daß das Dynamit 10 Schritt von der Festhalle gelegt wurde, ist nicht erwiesen, es ist vielmehr zugegen festgestellt, daß das Dynamit erst unterhalb der Festhalle gelegt war und dasselbe geeignet gewesen wäre, Menschen zu tödnen.

Es ist deshalb dieses Verbrechen wegen gegen Kähler und Rupsch auf je 12 Jahre Zuchthaus und 10 Jahre Ehrverlust erkannt worden, während Reinsdorf und Holzbauer bezüglich dieses Verbrechen freisprechen sind. Die Kosten des Verfahrens, insofern auf Freisprechung erkannt ist, fallen der Reichskasse zur Last, die übrigen Kosten haben die perurtheilten Angeklagten zu tragen. Die Angeklagten Söhngen, Rheinbach und Tölnner sind sofort aus der Haft zu entlassen, die übrigen Angeklagten sind in Haft zu behalten. Ich schließe die Sitzung.

Angeklagter Reinsdorf hätte der Urtheils-Verkundigung mit der größten Gleichgültigkeit zu, Kähler und Rupsch dagegen drohten, als sie ihr Todesurtheil vernahmen, förmlich zusammenzubredeln. Die freigesprochenen Angeklagten schüttelten den Verurtheilten sämtlich zum Abschied freundlich die Hand.

Das Reichsgericht hat die von dem Töpfergesellen Stiller eingelegte Revision gegen das erste Erkenntnis, in welchem er vom Landgericht zu 2 Monaten Gefängnis wegen Gotteslästerung verurtheilt worden, verworfen.

Der todt' Kater. „Peter ist todt!“ ging es von Munde zu Munde, in Folge welcher Nachricht die zahlreichen Bewohner eines großen, in der Drantenstraße belegenen Hauses die Köpfe abeinhimmlich zusammenschickten. Einige boshafte Bemerkungen ließen erkennen, daß sich der Verschiedene keiner großen Symptomen zu erfreuen gehabt hatte, dessen Verdienste jedoch der Schneidermeister Herr Wlenker, den der Verlust am nächsten anging, besser zu würdigen verstand. Peter hatte zwar in dem erwähnten Hause mangels geeigneten Arztes keine Gelegenheit gefunden, nach dieser Richtung hin sein angeborenes Talent zur Geltung zu bringen; dagegen war es ihm gelungen, mit Erfolg auf die Achtbarkeit der Hausfrauen hinzuwirken. Das Verlangen, einer in der Nebenküche beschafften Nachbarn einfließ eine aufgelauchte Vermuthung mitzutheilen, hatte nicht selten großen Verdruß im Gefolge. Wie oft war es vorgekommen, daß noch einem derartigen traulichen Geplauder von nur wenigen Minuten ein Kollek aus der Wanne, ja sogar das Fleisch aus dem Topfe verschwinden war. Der unheimliche Kater, der jetzt verendet vor der Stubenthür seines Herrn lag, war noch vor einer Stunde auf dem Wege nach dem Heuboden, und zwar mit einer Ueberwurst zwischen den Zähnen gefahren worden. Peter war somit über durch Gift aus der Welt geschickt. Dem verruchten Mörder schwur Herr Wlenker fürchterliche Rache.

Veider war die abscheuliche That beinahe jedem einzelnen der Hausbewohner zuschreiben, so daß es der um Verstand angegangenen Polizei unmöglich erschien, ohne Weiteres gegen eine einzelne Person vorzugehen. Die Vermuthung sprach allerdings dafür, daß der Genuss der ohne Zweifel vergifteten Wurst den jähen Tod zur Folge gehabt hatte; Niemand konnte oder wollte jedoch sagen, wem der verdächtigende Vorkerbissen gerauscht worden war. Wohl aber mußte Herr Wlenker seine Rache verschleppen. Der Kadaver des gemeuchelten Peter wurde in einen Bog n Badpöpler gehüllt und bei Nacht vorläufig in dem auf dem Hofe befindlichen Müllbehälter leicht verscharrt; am nächsten Sonntag sollte die definitive Beerdigung in dem Garten eines in Kirdorf wohnenden Freundes des trauernden Herrn erfolgen. Nun wollte es aber das Verhängniß, daß der Arbeiter Wilhelm Emil Barnard der Meinung war, einen verlorenen Schlüssel im Müllbehälter suchen zu müssen. Hierbei wurde die Keyenliche entdeckt und des schönen Balges entkleidet, worauf Barnard den somit bis zur Unkenntlichkeit entstellten Peter wieder in den Müllraum zurückschickte. Als am nächsten Sonntag Herr

Wlenker die Leiche seines Piefblings in einer Droschke nach Kirdorf geleiten wollte, stellte sich der neue Krevel heraus. Es gelang jedoch dem ob dieser abermaligen Wissethat entsetzten Mann, den Uebelthäter zu ermitteln, der dann wegen mit Vorsatz und mit Ueberlegung ausgeführter Tödtung, also wegen Mordes bei der Staatsanwaltschaft denunziert wurde, welche Kriterien sattsam aus dem Umstande gefolgert werden müßten, daß es lediglich auf den nunmehr verkauften Balg des Thieres abgesehen gewesen wäre.

Die Anklagebehörde vermochte sich zwar einer derartigen Logik nicht anzuschließen; Barnard wurde jedoch wegen Diebstahls zur Rechenschaft gezogen, so daß Herr Wlenker die Genugthuung hatte, den Missethäter auf der Anklagebank erscheinen zu sehen. Die klagliche Miene des Beschuldigten gab auch satyam Zeugniß, daß sich derselbe seiner bedenklichen Lage bewußt war. Barnard, zur Wahrheit ermahnt, trat sofort mit der Bitte hervor, den Strafvolzug auszusetzen, damit den Seinen durch Abwesenheit des Familienhauptes die Festfreude nicht getrübt werde.

Vorf.: Sie sind ja noch garnicht verurtheilt. Wie es scheint, wollen Sie sogleich ein Geständniß ablegen, was Ihnen umso mehr angethan werden muß, als der Fall nicht besonders schwer liegt. Wollen Sie einräumen, sich den Kater seines Balges wegen angeeignet zu haben? — Angeklagter kleinlaut: Ja.

Vorf.: Auf welche Weise haben Sie das Thier in Ihre Gewalt gebracht? — Angekl.: Bei 't Schlüsselsuchen habe ich ihm in die Müllkute gewahrt.

Vorf.: Ich verthe; Sie überraschten das Thier in dem Augenblick, als dasselbe unter dem Reicht nach Speiseabfällen Umhau hielt. — Angekl.: Doch nicht 'n Schimmer, Herr Gerichtshof. Bei 't Petern nach meinen Schlüssel krieg' id ihm int Dage.

Vorf.: Es kommt auf die einzelnen Umstände, wie Sie die Rage in Ihre Gewalt brachten, nicht sonderlich an. Es genügt vollständig, daß Sie das Thier tödteten, um hierdurch irgend welchen Nutzen zu erlangen. — Angekl.: Aber, Herr Gerichtshof, id habe die Kreatur doch in die Müllkute gefunden.

Vorf.: Ragen findet man nicht; derartige Thiere pflegen sich vielmehr drohenden Gefahren durch schleunige Flucht zu entziehen. — Angekl.: Da schlag' ener aber lang hin! Det Bieft konnte doch nich mehr loofen, indem 't all maufe-dot war.

Vorf.: Warum haben Sie diesen Einwand nicht früher geltend gemacht, der übrigens auf Glauben kaum Anspruch haben dürfte?

Der aufgerufene Herr Wlenker wird nach seiner Bereidigung davon unterrichtet, daß der Angeklagte den Kadaver des Katers in dem Reichthbehälter gefunden haben wolle, also an einem Orte, wo sich die Eigenthümer werthloser oder ihnen lästiger Sachen zu entledigen pflegten.

Zeuge Wlenker, nach dem Angeklagten theatralisch zeigend: Die Sorte mordet und raubt mit Wollust un hat auch immer des Maul vorne weg; sobald des aber von die Mühlsteine der Gerechtigkeit garmemelt werden soll, denn will es keiner gewesen sein.

Vorf.: Antworten Sie auf meine Frage, was haben Sie für Beweise dafür, daß der Angeklagte Ihren Kater im Reichthbehälter getödtet hat? — Zeuge: Er hat ihm vorher mit schändliches Jist und 'ne Froschen Ueberwurst hinterlistig jemordet, wo ich meinen Peter denn vorläufig in die Müllkute bei nachtschlafende Zeit verbuddelt habe, damit keiner nichts von jemahren sollte.

Vorf.: Dann wäre also die Angabe des Angeklagten richtig. Woraus schließen Sie, daß das Thier vom Angeklagten vergiftet wurde? — Zeuge: Herr Gerichtshof, wenn ich Einen anlocke, so hat das natürlich auch Grund, und weil hier doch gewissermaßen Mord und überdem noch Reichenraub vorliegt, so beantrage ich, ihm unter Kostenlast mit fünf Jahre Zuchthaus reinzuliegen.

Vorf.: Sie werden hier lediglich als Zeuge vernommen und haben daher keine Berechtigung, irgend welche Anträge zu stellen. — Zeuge: Dana haben unjere Gebelne vergeblich auf die Schlachtfelder in Oesterreich und Frankreich jehleicht.

Vorf.: So hochtrabende Redensarten verschlagen hier nichts. Woher schließen Sie, daß der Angeklagte den Kater getödtet hat? — Zeuge: Er hat schon vier Wochen vorher gedroht.

Vorf.: Das mag sein; denn es steht fest, daß Ihr Kater raube, wenn sich hierzu irgend eine Gelegenheit darbot. Bald war es eine Wurst, bald ein Fleisch; selbst das Fleisch im Topfe war vor ihm nicht sicher. — Zeuge: Allens Verleumdung, Herr Gerichtshof; mein Peter hatte das nicht nötig; aber natürlich hat auch wieder ein Thier, wie es Flug ist. Warum klatschen die Weiber immer und lassen die Thüren aufstehen, wo denn doch 'n Feder reinlaufen kann?

Nach diesem Ergebnis verzichtete der Staatsanwalt auf weitere Beweisaufnahme und beantragte mit der Betonung die Freisprechung des Angeklagten, daß sich auch nicht einmal das Vergehen der Sachbeschädigung würde begründen lassen, im Falle der Angeklagte der Tödtung der Rage überführt werden sollte. Die letztere habe nämlich durch ihre Raschhaftigkeit mannigfach geschadet, was dem Zeugen Wlenker sehr wohl bekannt gewesen sei, ohne daß letzterer zur Abbildung dieses Uebelstandes etwas gethan hätte. Von einem Diebstahl könne aber schon darum keine Rede sein, weil der Ort, an welchem der Kadaver gefunden wurde, darauf schließen ließ, daß der letztere dortselbst beseitigt werden sollte.

Herr Wlenker gab seiner Entrüstung über diesen Antrag in so erregten und unpassenden Worten Ausdruck, daß gegen diesen Zeugen eine Geldstrafe von 10 Mark festgesetzt wurde. In Ansehung des Barnard erfolgte Freisprechung. (Gerichtszeitung.)

## Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Der Vorstand des Vereins zur Wahrung der materiellen Interessen der Fabrikarbeiter erläßt folgenden Aufruf: Kollegen! Noch einmal halten wir es für unsere Pflicht, mit der Bitte an Euch heranzutreten, um Euch auf Eure Pflichten, die Ihr Euren Familien schuldig seid, aufmerksam zu machen. Wie Ihr Alle wißt haben sich sämtliche Fächer Gewerkschaftlich organisiert, und hatten wir es auch für unsere Pflicht gehalten, eine Vereinigung zur Wahrung unserer materiellen Interessen ins Leben zu rufen. Kollegen! Der Verein ist gegründet, und ist es nur der großen Masse der Arbeiter zuzuschreiben, daß derselbe bis heute noch so schwach und unbedeutend ist. Darum Kollegen ermahnen wir Euch Alle, Fabrik wie Bau- und alle Arbeiter, welche keiner bestimmten Branche angehören, sich unterm Verein anzuschließen. Sonntag, den 28. d. Mts., Vormittags 10<sup>1/2</sup> Uhr, findet bei Keller's, oberer Saal, Andreasstraße 21 eine außerordentliche Generalversammlung statt, wo einem Veden, der gewillt ist, den Verein als Mitglied beizutreten, Gelegenheit geboten ist, seinen Vorschlag zur Ausführung zu bringen.

h. Auch der Verein der Berliner Bauanschlager veranstaltet und feiert am 25. d. M., am ersten Feiertag, sein Weihnachtsfest. Dasselbe findet in Orschel's Salon, Sebastianstraße 33, statt und ist (von 12 Uhr ab) mit einem Tanzfrischen verbunden. Billets à 25 Pf. bei Drog. Alte Jakobstraße 66. Für den Tanz zahlen die Herren 50 Pf. extra. Alle Mitglieder und von solchen eingeführte Gäste sind willkommen.

## Fürst Bismarck und der Reichstag.

Unter dieser Ueberschrift bringt die in München erscheinende „Allgemeine Zeitung“ nachstehenden Artikel, dem wir allerdings in mancher Hinsicht nicht zustimmen können, der aber des Interessanten viel enthält, so daß wir denselben unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Ein Urtheil mögen sich die Leser selbst bilden. Der Artikel lautet in wörtlicher Wiedergabe:

Die Leser der „Allg. Ztg.“ werden uns das Zeugnis geben, daß wir dem Fürsten Reichskanzler stets gerecht geworden sind, daß wir seine Sozialpolitik aus allen Klaffen verteidigt haben und die jeweilige Härte und Schroffheit seines Auftretens durch die leidige Partei-Opposition mildernd zu erklären suchten. Wir können auch heute nur wiederholen, daß der deutsche Reichskanzler der erste Staatsmann ist, der die soziale Frage läßt und unumwunden auf die Tagesordnung gesetzt hat, und daß die Kontratsignatur hier etwas bedeutet, wenn am 17. November 1881 der erste deutsche Kaiser des neuen deutschen Reiches die bekannte Botschaft erließ.

Selbstverständlich konnte unsere Anerkennung niemals so gemeint sein, als ob die sozialpolitischen Vorlagen des Kanzlers in unseren Augen immer völlig korrekt oder auch weitgehend genug gewesen wären. Hatte ja doch der Kanzler selbst von „Versuchen“ gesprochen, die man einmal anstellen müsse; haben doch wir den Reichstag aufgefordert, nicht nur auf die betreffenden Vorlagen entschieden einzugehen, sondern aus eigener Initiative Weiteres zu verlangen und so den experimentirenden Kanzler zu überbieten. Endlich wurde in diesen Plätzen der leider fromme Wunsch ausgesprochen, es möchte sich für den Reichstag und in demselben eine „soziale Partei“ bilden, welche die bürgerlich politische Freiheit selbstverständlich hochhaltend, ein wirtschaftliches Programm und zugleich dessen Methodik aufstellte und zu dessen allmählicher Realisirung forschritte. Es wäre ja dabei vollkommen gleichgültig gewesen, ob irgend ein offizieller Kritiker zu viel „Liberalismus“ in solchem Streben entdeckt hätte; es wäre jenen Kritikern vielmehr eine recht gesunde Lektion gewesen, wenn sie erfahren hätten, daß echter Liberalismus und ökonomischer Reformismus sich sehr gut mit einander vertrügen. Schlimm genug, daß der „Gesammliberalismus“, der das laizistische überall anwenden will, auch wohin es nicht gehört, die Sache der Nothleidenden und Entbeiden der Konfessionen und den beehrten Nationalliberalen zugestanden hat. Dieser „Gesammliberalismus“ ist ein Un Ding, ein Bockbirch, der ablos in seine zwei Hälften getrennt werden muß, so daß der politische Liberalismus eine Sache für sich wird und die Sozialpolitik auf eigenen Füßen steht. Die Nothwendigkeit dieser Scheidung eingesehen und freischweg verkündet zu haben, gereicht dem ökonomischen Abgeordneten der Berliner Handelskammer, Herrn Dr. Neuwirth, zur besonderen Ehre, um so mehr, als derselbe früher lange genug in Cobden'schem Wasser geschwommen ist.

Etwas anderes ist es aber, mit einem förmlichen Parlament zu thun zu haben, und wieder etwas anderes, wie man diesem Parlament entgegentritt, wie man dasselbe behandelt. Es offenbart sich hier zunächst ein greller Widerspruch in der staatsrechtlichen Auffassung des Fürsten Bismarck von dem Verhältnis der Faktoren des Reichs unter und gegen einander; höchstens können sie „schlechte Gesetze verbinden“; aber die Regierung, der Bundesrath und der Kaiser lassen sich von keiner Majorität etwas vorschreiben, am wenigsten einen Personenwechsel und eine Aenderung der Tendenz. Thut es dieser Reichstag nicht, so thut der nächste, bis wir unsern Willen haben! Stabile Faktoren sind nur der Kaiser und der Bundesrath. Wer den allgemeinen Volkswahlen ein größeres Gewicht beilegt, wer sie für mehr erklärt, als für staatsrechtliche „Verfahren“, der ist ein „Republikaner“, wenigstens ein „Demokrat“. — Dann aber zählt der Reichskanzler doch seine Getreuen zusammen und bringt 157 heraus. Die Rechnung erwies sich freilich gleich bei der ersten Abstimmung über die Diäten und Präkatalen nicht als richtig; denn von den 157 stimmten nur 93 für den Kanzler und gegen den Antrag. Was aber geht aus jener Aufzählung des Kanzlers hervor? Das Bekenntniß, daß er die Majorität nicht hat, daß die Wahlen ihm eine Enttäuschung bereitet haben; aber es folgt noch mehr. Er hätte doch gern die sonst so gering geschätzte Majorität gehabt; wär

te, vielleicht fühlte er sich mit einer recht kompakten Majorität hinter sich ganz „konstitutionell“ behaglich! So eine Majorität wie die des französischen Premier Jul. Ferry wäre am Ende doch nicht zu verachten.

Der Kanzler hat, wie schon genugsam bemerkt, das große Verdienst, an den „armen Mann“, an den „kleinen Mann“ zu denken. Er rechnete offenbar auf Dankbarkeit, auf Anerkennung seines rechtlichen Bemühens. Und siehe da, eine halbe Million von Arbeitern und Arbeiterfreunden antwortet ihm mit 25 sozialdemokratischen Abgeordneten! Statt das nun als eine Mahnung hinzunehmen, noch kräftiger und noch entschiedener in der Sozialpolitik vorzugehen, verspottet er die sozialdemokratischen Abgeordneten, wünscht ihnen noch ein Duzend Genossen und tröstet sich damit, daß viele ihrer jetzigen Anhänger von ihnen abfallen würden, wenn sie die vorgeschlagene Utopie von der theilweislichen Beihilfe unterscheiden könnten, die ihnen das Gesetz gewähre. Die Erwartung, daß die „fanatische Sekte“, wie sich das Verborgan des Kanzlers mit gewohnter Liebenswürdigkeit ausdrückt, jetzt endlich im Reichstage mit einem vollständigen Programm des Idealstaates herauszutreten würde, ist auch an dieser Stelle schon vorher dahin ausgedrückt worden, daß fortan selbstständigen Anträgen der Sozialdemokraten nichts mehr im Wege stehe. Man kann dann allerdings sagen: ex ungue felix, aber nie hat eine selbstbewußte Partei, nie ein selbstbewußter Staatsmann — Fürst Bismarck am allerwenigsten — sein ganzes Zukunftsprogramm so einfach „auf den Tisch des Hauses“ gelegt.

Daß übrigens die Sozialdemokraten parlamentarische Vergabung mit parlamentarischem Takt zu verbinden wissen, hat doch wohl allen Unparteiischen die Rede Babels in der Budgetdebatte gezeigt, die dem Herrn Kriegsminister so viele, nicht immer dankbare Rühre verursachte.

Von dem Zentrum erwartet der Reichskanzler in der gegenwärtigen Session nichts Gutes. Die Verhandlungen mit der Kurie sind einmal wieder ins Stocken gerathen, und das Gas explodirt dann regelmäßig im Zentrum. Wer an diesem prozess sans fin eigentlich schuld ist, wollen wir für heute nicht abermals untersuchen. Wir wollen nur so viel sagen: alle Polizeigesetze waren vom Uebel, schon weil der betroffene Theil beständig auf deren Aushebung dringen kann. Es handelt sich um einige wenige „organische“ Gesetze, die als Theile der Verfassung unumstößlich gewesen wären. Statt dessen hat man Paragraphen der preussischen Verfassung suspendirt, was immer ein gefährliches Präzedenz ist. Energetisch mag ein solches Vorgehen genannt werden; den Jubel des Ausländers mag es ernten; staatsmännisch ist es nimmermehr.

Einer solchen Majorität von Ultramontanen, „Republikanern“, Sozialdemokraten, Welsen, Polen und Estländern gegenüber zu stehen, mag, obwohl es auf die Majorität gar nicht ankommt, sehr unangenehm sein; immer aber sieht man vor den Erwählten des Volks, gekürt nach dem selbstgewollten Modus der Wahl. Immer erfordert das Resultat einer solchen Wahl — das Volk mag sich irren, wie schon die bedeutendsten Einzelnen sich geirrt haben und fortwährend dem Irrthum unterworfen sind — eine gewisse Achtung, gleich der vor dem Verdict des Schworenengerichts. Es ist nun wenigstens unvorsichtig, der mißliebigen Majorität entgegenzudonnern: „Sie imponiren mir nicht!“ Erstens sagt man so etwas nicht, weil jeder Abgeordnete, diesmal Hr. v. Schorlemer, das Recht hat, zu rekonquieren: „Sie uns auch nicht.“ Zweitens kommt es aufs „Imponiren“ in einer legislativen Versammlung gar nicht an, sondern aufs Recht haben und Recht bekommen. Das „Imponiren“ wäre ja wieder Sache der perhorresziten „Cliquen“, die ebenfalls dem Kanzler nicht „imponirt“. Also wozu solche Insultaden? Hat sich das deutsche Volk in seinen Wahlen geirrt, so frage man es noch einmal! Sollte der Bruch bei der Dampfvorlage eintreten, was wir nicht wünschen, so hätte der Kanzler sogar einen guten „Op“, wie die Engländer sagen.

## Politische Uebersicht.

Der neu gegründete „Nationalliberale Verein“ in Berlin hat wieder einmal etwas von sich hören lassen. In einer von ungefähr 200 Personen — sage und schreibe 200 Personen — besuchten Versammlung wurde beschlossen, eine Ergebnissadresse an den Fürsten Bismarck zu senden. Der bekannte Herr v. Benda beantragte dazu, der Adresse auch die

Stühle hinzuziehen, auf dem einige alte Bilderbücher und sonstige kleine abgenutzte Sächelchen lagen, mit denen sich die kleine Marie beschäftigte.

An einem andern Tage waren bei Frau Schmidt diese Kinderworte von Wirkung gewesen; war doch schon ein Bild auf ihre lieben Kleinen ihr immer Balsam auf das blutende Herz gewesen, aber heute, am Weihnachtsabend, wollte der ersuchte Trost nicht kommen; je mehr sie auf ihre Kinder sah, um so größer schien der Schmerz um den verlorenen Gatten zu werden.

Noch am Weihnachtsabend des vorigen Jahres hatte sie mit ihm vereint dieses Fest gefeiert, da brannten an dem schönen, grünen Tannenbaum hübsche Wachlichter, und unter dem Baum lagen am Weihnachtsmorgen schöne und niedliche Spielgaben für den Bub und das Mädchen, welche vor Freude lächelten und Vater und Mutter herzten und küßten. Und jetzt? Wie hatte sich doch Alles im Laufe des Jahres geändert!

Kurz nach Weihnachten, im Januar, hatte sich der Gatte, der seines Zeichens Schiffszimmermann war, auf ein schönes, in Stralsund gebautes Schiff, den „Stern“, begeben, um auf diesem eine Reise nach Ostindien zu machen. Die Schiffszimmerer auf der Werft ging so schlecht, daß er herzlich zufrieden sein mußte, als sich ihm eine passende Stelle als Schiffszimmermann auf dem „Stern“ bot. Große Pläne hatten die jungen Gatten auf die Zukunft gebaut; die ausbedungene Monatsheuer war verhältnismäßig hoch und die junge Frau glaubte mit Waschen und sonstigen Handarbeiten soviel zu verdienen, daß der Gatte das ganze Geld aufsparen könnte, bis das Schiff wieder in den Heimathafen eintraf. Die Trennung wurde der Frau besonders schwer, sie erkrankte und es war ihr längere Zeit nicht möglich, neben ihren häuslichen noch andere Arbeiten zu verrichten. Allmählig kehrte indeß mit der Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen auch die Lebenskraft wieder zurück; sie mühte sich nun Tag und Nacht ab, um ihre kleine Wirtschaft aufrecht zu erhalten und das nöthige Brod für sich und ihre beiden Kinder herbeizuschaffen. Und als sie nach einigen Wochen einen Brief von ihrem Gatten erhielt, in welchem er ihr

vollständige Mitgliederliste beizufügen! — Der Kanzler müsse sehen — so äußerte sich der Herr — was für tüchtige Leute diese Berliner Nationalliberalen seien, eine solche Schaar von Offizieren, die bei dem nächsten Wahlkampf auch eine stämmige Armee in Berlin hinter sich haben werden. Dieser Antrag wurde natürlich einstimmig angenommen und er hatte auch noch das Gut, daß so an zwanzig ehrgeizige Männer sich schnell in die Mitgliederliste einschreiben ließen; denn der Gedanke, daß der theure Name von den Augen des Fürsten Bismarck geleitet werden könnte, wirkt geradezu befehlend für solche ein nationalliberales Gemüth. Und was sind's nun für Leute, diese Berliner Nationalliberalen? Da sprach zunächst in jener Versammlung der famose Redakteur Wald, derselbe, der noch vor zwei bis drei Jahren zu den ersten Antisemitenfahrern zählte, der im Wahlkampfe 1881 in Wort und Schrift für die Wahl eines Henri eintrat — hier bei den Nationalliberalen erklärte derselbe Herr, die Kandidatur „des Südens“ habe alle Nationalliberalen des zweiten Wahlkreises von der Wahlurne ferngehalten. O, diese Undankbarkeit gegen den Gekünderten des Antisemitismus! Wenn wir erst nationalliberale Kandidaten hier in Berlin aufstellen, verkörperte Herr Wald weiter, dann werden wir mindestens in zwei Wahlkreisen siegen. — Daß die Herren bereit sind, event. die Rolle der Führer, resp. Offiziere zu übernehmen, ist wohl anzunehmen, aber mit der „stättlichen“ Armee wird es gute Wege haben. Die Armee, welche sich hinter der Fahne des Nationalliberalismus in Berlin zusammenscharen wird, die kann Herr von Benda im Schnupftuch nach Hause tragen! — Arm verstehen die Herren freilich zu machen, das zeigt die stattgehabte Versammlung. Die winzige Anzahl von Personen, welche dort zusammengetrommelt waren, haben den Mund ziemlich weit aufgerissen, aber wenn sie ihn auch noch weiter aufmachen, so werden dennoch die gebratenen Tauben, resp. die Berliner Mandate, nicht hineinfliegen. In Berlin sind die Zeiten liberalen Pumbugs längst vorüber und wenn diese Männchen warten wollen, bis ihnen ein Wahlkreis zufällt, dann können sie warten bis die schwarze geworden sind.

Ein kalter Wasserstrahl? Die „Nordd. Allg. Ztg.“ veröffentlicht in der gestrigen Abendnummer an heroischer Stelle folgendes: „Die Bewegung, welche durch das Verlangen der Obitrationsparteien bei den letzten Staatsdebatten im Lande hervorgerufen worden ist, hat neben anderen erfreulichen Kundgebungen auch zu solchen geführt, welche die Stiftung eines Fonds zur Dotirung des vom Herrn Reichskanzler als unentbehrlich bezeichneten Direktorialbeamten im Auge hat. — So anerkenntwerth die bei dieser Gelegenheit betätigte Opferwilligkeit ist, so möchten wir den befreundeten Zeitungen, welche den Gedanken einer Subskription aufgenommen haben, doch zur Ermüdung geben, daß es weder thunlich noch erforderlich sein wird, die auf diesem Wege ausgedachten Gelder zur Besoldung von Reichsämtern zu verwenden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die nur durch gemeinsamen Haß gegen den Kanzler verbündeten Fraktionen den Muth haben werden, ihr Votum bei der dritten Lesung zu wiederholen, und wenn das dennoch geschähe, so würde die Abwehr der darin liegenden Schädigung des Reichs doch wohl auf anderem Wege zu suchen sein, als durch Deckung der verflagten Mittel auf dem Wege der Privatwohlthätigkeit. — Die patriotische Bewegung, welche den Anlaß zu diesem Gedanken gab, bleibt darum nicht minder erhehend und tröstlich für das verletzte Nationalgefühl, und ohne auf die gestern von uns gedachte dankfassende Veröffentlichung des Reichskanzlers zu verweisen, sind wir gewiß, daß ihm die Anerkennung, welche in der Absicht der Eröffnung einer Subskription lag, besonders wohlthatig hat.“

Ueber die Hagelschäden in Preußen im Jahre 1883, welche in diesem Jahre zum ersten Male genau und detaillirt ermittelt wurden, entnehmen wir der „Stat. Korresp.“ folgende Angaben: Von allen 55 046 Enterebungsbezirken sind 3798 von Hagel betroffen und 3607 oder 6,5 Prozent durch Hagelschlag in der Ernte geschädigt. 3503 Erhebungsbezirke wurden einmal, 250 zweimal und 39 dreimal von Hagelwetter heimgesucht. Am hagelreichsten war der Monat Juni mit 49,1 Prozent sämmtlicher Hagelsfälle. Ueber den Umfang der verheerten Fläche, sowie die Höhe des Schadens liegen nur für 3453 Erhebungsbezirke Angaben vor, die für die einzelnen Bezirke ein verhägliches Areal von 10—755 Hektaren, sowie einen Schaden von 276—4000 Mark nachweisen. Im Ganzen wurden 324 679 Hektare vom Hagelschlag betroffen, wovon 694

mittheilte, daß die Reise bis jetzt glücklich verlaufen sei, da habe sich vollends ihr Muth und ihre Geluntheit; sie erwartete getrost den Tag der Wiedervereinigung. Dann vergingen wieder Wochen und Monate, ohne daß eine weitere Nachricht eintraf. Endlich, nach fast fünf Monaten, erhielt sie von dem Rheber des Schiffes die Auskunft, daß das Schiff bereits mit voller Ladung von Rangun nach Stralsund unterwegs sei und daß sich an Bord Alles wohl befinde. Das Herz der jungen Frau klopfte fast hörbar, als ihr diese Mittheilung wurde, und noch größer wurde ihre Freude, als sie einen zweiten Brief empfing, in welchem der Gatte die Hoffnung aussprach, mit dem Schiff, welches reisefertig sei und in den nächsten Tagen in See gehen werde, bereits Anfangs September in Stralsund einzutreffen.

Sie malte sich die Freude des Wiedersehens in den schönsten Farben, und wenn sie Abends nach schwerer Arbeit mit ihren Kindern daheim im Stübchen saß, dann erzählte sie ihnen von den Gefahren des Seelebens und wie der Vater gewiß oft mit den bösen Elementen kämpfen müsse, um ihnen, den Kindern, das liebe Brod zu sichern. Wenn dann der kleine Karl in seiner naiven Weise sagte: „Ich will auch einmal ein großer Seemann werden,“ so konnte sie ein Lächeln über den kindlichen Muth nicht unterdrücken, es kam ihr dann immer der Gedanke, daß sie ein Recht habe, stolz auf ihren Gatten zu sein, der aus Liebe zu seiner Familie sich solchen Gefahren und Entbehrungen willig aussetzte.

So verstrichen wieder Wochen und Monate, der September war da, aber der „Stern“ blieb noch immer aus. Täglich ließ Frau Schmidt ihre Blicke vergeblich über das Meer schweifen, täglich erkundigte sie sich nach den eingetroffenen Schiffen; doch immer wurde ihr die Auskunft: „Der „Stern“ ist noch nicht da.“ Das Ausbleiben des Schiffes beunruhigte schließlich auch in weiteren Kreisen und als der Oktober bereits ins Land gezogen kam und noch immer jede Kunde fehlte, da konnte man sich des Gedankens nicht mehr erwehren, daß demselben ein Unglück betroffen sei. Leider war dies in der That so. Oktober traf die Nachricht ein, daß der „Stern“

## Ein Weihnachtsabend.

Erzählung

von Wilhelm Liefänder.

In einem kleinen, sehr ärmlich ausgestatteten Stübchen eines alten baufälligen Hauses im Dorfe Altesfähr auf der Insel Rügen saß am Weihnachtsabend eine junge Frau, anscheinend mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt am Tische. Fast bewegungslos starrte sie auf die Schriftzüge und wenn nicht ab und zu ein schwerer Seufzer ihrer Brust entfahren wäre, hätte man sich der Annahme hingeben können, daß dieselbe beim Lesen eingeschlafen sei. Nachdem sie fast eine volle Stunde die wenigen, aber anscheinend inhaltsschweren Worte des Schreibens betrachtet hatte, faltete sie dasselbe zusammen, und legte es zu einem Bündel anderer Schriftstücke. Dann stand sie auf, um nach den ruhig im Zimmer spielenden Kindern, einem Knaben von ungefähr 5 und einem Mädchen von ungefähr 4 Jahren, zu sehen.

Das Gesicht der augenscheinlich noch in den zwanziger Jahren befindlichen Frau, zeigte deutlich die Spuren tiefen Kammers und die gerötheten Augen ließen darauf schließen, daß sie viele Nächte durchweint hatte. Ihre armselige aber sauberere Kleidung war — ein Zeichen der Trauer — schwarz, und die Hände zeigten deutlich die Spuren harter Arbeit. Einen Augenblick betrachtete sie die spielenden Kinder, dann, sich zu den Kindern wendend, sprach sie:

„Arme Kinder, wer wird Euch eine Weihnachtsfreude bereiten! Ach, nicht einmal das tägliche Brod kann ich für Euch schaffen!“

Sie strich sich bei diesen Worten über das abgehärtete Gesicht, um die schnell hervortretenden Thränen zu trocknen. In diesem Moment hing sich der kleine Karl an ihren Arm und flüsterte ihr zu:

„Mutterchen, Du bist immer so traurig und grämst Dich so sehr; sieh' nur, ich und Marielchen haben ja hier so hübsches Spielzeug, daß wir uns gar nichts weiter zu Weihnachten wünschen!“

Bei diesen Worten suchte er die Mutter nach einem

Prozent auf die Provinzen Schlesien, Ostpreußen, Posen und Westpreußen entfallen. Der Gesamtschaden wird auf 15 209 759 Mark geschätzt, wovon allein 32,4 Prozent auf Schlesien entfallen. Die am meisten betroffenen Kreise sind Glogau mit 764 230 Mark Schaden, Inowrazlow mit 713 064, Stimpisch mit 677 192 und Sprottau mit 661 858 Mark Schaden. Das U-wetter vom 5. Juli 1883 hat allein einen Schaden von 1 408 629 Mark verursacht. Beifrost waren von der verhegerten Fläche nur 39 Prozent. An Entschädigungen sind seitens der Versicherungsgesellschaften 5 652 897 Mark oder durchschnittlich 47 Mark pro Hektar gezahlt.

**Oesterreich.** Die Polizei entdeckte gestern in Neupest in der Wohnung einer Frau eine sozialistische Druckerei, welche nebst zahlreichen sozialistischen Schriften und Manuskripten beschlagnahmt wurde. Der Schriftsetzer Franz Spielmann und die Vermieterin der Wohnung sind verhaftet worden.

**Schweiz.** Der jüngst in Zürich verhandelte Anarchistenprozess hat als Nachspiel noch eine Veröffentlichung der Staatsanwaltschaft in der „N. Zürch. Ztg.“ worin letztere sich gegen den Vorwurf der Verschleppung und Willkür verteidigt. Es wird dabei ausgeführt, daß die Staatsanwaltschaft nur sehr nebensächlich mit der Angelegenheit zu thun gehabt habe. Der Verhaftung der betreffenden Anarchisten ging eine Enquete seitens der Polizeibehörden und zwar zu polizeilichen Zwecken voraus, nachdem von auswärtigen Organen ihnen direkt, theils durch Vermittlung des Bundesraths, davon Anzeige gemacht worden war, daß intime Genossen Stellmachers, mit welchen derselbe kurz vor seiner Abreise nach Wien noch verkehrte, sich in Zürich aufhielten und daß anzunehmen sei, dieselben ständen zu den Stellmacher'schen Mordthaten in irgend welcher Beziehung. Ferner kam hinzu das dringende Ansuchen Oesterreichs, die hiesigen Anarchisten während der Feiertage durch die Eröffnung der Arribergbahn genau überwachen zu lassen, damit nicht von Zürich aus diese Gelegenheit zur Führung eines Streikes gegen das österreichische Staatsoberhaupt benützt werde.

In Italien haben am Jahrestage der Hinrichtung Oberdanks mehrfach Demonstrationen stattgefunden. Oberdank, aus Triest gebürtig, hatte bekanntlich vor 2 einviertel Jahren ein Aliental gegen den in Triest weilenden Kaiser von Oesterreich geplant, wurde jedoch ergriffen und freigeächtlich hingerichtet. Die Polizei schritt vielfach ein und konfiszierte z. B. alle Blätter, welche Oberdank-Artikel brachten, so in Rom den „Dovere“, „Fazio Democrazia“ und „Messaggero Illustrato“. Am Abend erfolgte im republikanischen Veteranenverein zu Rom eine Gedächtnisfeier, respektive die Bekämpfung der Bube Oberdank. In Bologna wurde aus gleichem Grunde die Zeitung „Don Chisciotte“ konfisziert. In Forlì, Bologna und Turin veranstalteten die Radikalen ebenfalls eine Gedächtnisfeier. In Turin fand man Morgens an den Straßenecken Anschläge mit der Unterschrift: „Es lebe Oberdank, nieder mit dem Kaiser von Oesterreich!“ In Turin wurde ein Student, als der Mitwirkende eines solchen Anschlags verdächtig, verhaftet. Vor der Porta del Popolo in Rom schmückten die dort lebenden Triestiner und Triestiner in der Villa Mori, wo im Jahre 1867 drei Triestiner nebst den Brüdern Garibaldi im Kampfe mit den päpstlichen Truppen ihren Tod fanden, den dortigen historischen Wandelbaum mit Kränzen für Oberdank. Trotz der irredentistischen Reden fand in Rom keine Ruhestörung statt.

In Rußland hat sich eine neue Sekte unter den Gläubigen gebildet, die sich „Stundisten“ nennen; dieselbe soll bereits großen Anhang gewonnen haben. Die in Kiew zusammen getretenen Bischöfe haben nun ihren Kirchenbrief gegen die Stundisten veröffentlicht, die sie als im Zustand der Keterei gegenüber der orthodoxen Kirche befindlich bezeichnen. Es wird hervorgehoben, daß die neue Sekte auf ausländische Einflüsse zurückzuführen sei, deren große Ausdehnung wird zugesprochen und als Hauptgegenmittel eine bessere Belehrung des Volkes durch die Geistlichkeit und die Abstellung des Vergernisses im Lebenswandel der Geistlichkeit bezeichnet. Die Bischöfe verfehlen nicht, auch auf die sozialistische Seite der neuen Sekte hinzuweisen, die in der Forderung der Gütergemeinschaft zu Tage tritt. Solche Gedanken liegen indessen dem russischen Landvolk in Folge der agraren Einrichtungen überhaupt ungewohnen.

**Großbritannien.** Die Rom mission zur Untersuchung der Wohnung der Arbeiter ist mit Erledigung ihrer Aufgabe noch lange nicht am Ende. Die Enquete für Schottland und Irland fehlt noch ganz. Am schlauffesten aber scheint die Armuth und das Elend in London vertreten zu sein, wie die Konferenzberathungen von Vorstehern der London Board-Schulen zur Beschaffung eines Penny-Mittagessens für hungernde Kinder gelegentlich höchst bidaweliche statistische Verläge für die herrschende Armuth gerade in denjenigen Kreisen zu Tage förderten, deren Kinder auf den Besuch dieser Schulen angewiesen erschienen. Am letzten Mittwoch wurde mit dieser billigen Speisung in einem der ärmsten Theile Kensingtons der Anfang gemacht. Da, wie schon vorstehend angedeutet worden, ein großer Theil der Arbeiter und Tagelöhner in London bei der jetzigen gedrückten Geschäftslage ohne Beschäftigung ist, so ist eine solche philanthropische Ein-

englischen Dampfer auf hoher See, in der Nähe der kanarischen Inseln, zusammengestoßen und in Folge dessen gesunken. Von der Mannschaft konnte bei dem stürmischen Wetter Niemand gerettet werden. Der Dampfer war mit einer leichten Beschädigung davon gekommen.

Diese schreckliche Nachricht warf die junge Frau wieder aufs Krankenlager, das sie erst nach Wochen wieder verlassen konnte. Mitleidige Nachbarn hatten sich der Kermessen angenommen und auch die Kinder während dieser Zeit gepflegt. Nur langsam kehrten die Kräfte bei der Kranken wieder; sie war seit dieser Zeit noch nicht im Stande, für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt zu erwerben. Aus Liebe zu ihren Kindern habe sie vor einigen Tagen den Entschluß gefaßt, beim Armenvorsteher des Ortes um Unterstützung nachzusuchen; doch wenn sie auch nicht gerade direkt abgewiesen wurde, so blieben ihr Bemerkungen, als „sie sei noch eine junge tüchtige Frau“ und „zwei Kinder durchzubringen sei noch nicht schlimm“ — nicht erspart. Jedes der Worte war ihr tief in die Seele gedrungen und sie hatte sich vorgenommen, diesen Weg nicht wieder einzuschlagen.

So war der Weihnachtsabend herangekommen, der Abend, an welchem Freude und Fröhlichkeit herrschen soll unter den Menschenkindern. Frau Schmidt empfand nichts von alledem, ihre Lage war trübseliger denn je. Um den Kindern eine kleine Freude zu bereiten, hatte sie den Versuch gemacht, einen Weihnachtsbaum herbeizuschaffen, allein es war ihr nicht gelungen, ihre Mittel reichten dazu nicht aus. Alles was sie ihren lieben Kleinen bieten konnte, waren einige alte Bilderbücher und sonstige abgenutzte Kleinigkeiten, die sie von einigen mitleidigen Leuten geschenkt erhielt.

Den wiederholten Bitten des kleinen Buben konnte sie schließlich nicht widerstehen, sie setzte sich neben die Kinder und sah ihren Spielen eine Weile zu.

„Weißt Du, Mutterchen“ — so begann der Kleine wieder — „wenn jetzt wieder Sommer wird, dann was verdienen, und Marielchen wird auch schon wir suchen uns Blumen und fahren dann nach Stralsund hinüber, um sie dort an die

richtung für die armen Kinder ein wahrer Segen, denn sonst würden sie langsam verhungern müssen. — Zum Ueberflus grastren auch noch die Boden ganz eheblich. In voriger Woche erkrankten an dieser Seuche etwa 1000 Personen, von denen 71 starben.

**Zum französisch-chinesischen Konflikt.** Nach den letzten Meldungen aus Tongking ist die Lage der französischen Expeditionstruppen daselbst sehr bedenklich. So veröffentlicht die radikale Presse ein unterm 20. Januar d. J. aus Saigon datirtes Schreiben, in welchem nach direkten Mittheilungen aus Hanoi die Situation der Franzosen geschildert wird. Hiernach können sich die letzteren ohne Gefahr nicht eine Viertelstunde weit aus der Citadelle entfernen. Mehrere Europäer, welche dies wagten, wurden massakrirt, während die in der Citadelle befindlichen Truppen bei Tag und Nacht unter Waffen stehen müssen. Eine Abtheilung französischer Mannschaften, welche sich von Haiphong nach Hanoi begab, wurde benachrichtigt, daß eine große Anzahl Chinesen, etwa einen Tagemarsch von Haiphong entfernt, in den Bergen lagerte. Der französische Korrespondent betont, daß die Zahl der Expeditionstruppen durchaus unzureichend sei. „In Frankreich“, heißt es unter anderem, „verbirgt man das Ergebnis der erfolgten Engagements, die nicht sämmtlich zu unseren Gunsten ausfallen. Vielmehr werden unsere Truppen dezimirt. In den Hospitälern von Saigon und Haiphong befinden sich zahlreiche Verwundete, während neue Transporte gar nicht mehr untergebracht werden können. Auf dem Kriegstheater verbleiben uns nur noch 4000 Mann. Mehr als jemals verbirgt man Ihnen die Wahrheit über unsere wirkliche Lage, da uns die Chinesen große Verluste zufügen.“ — Danach ist die Lage der Franzosen in Tongking keineswegs so glänzend, als wie die französische Regierungspresse immer behauptet.

## Zokales.

cr. **Wo heute Abend glückliche Menschen vereint sind,** da erglänzt der Tannenbaum im hellen Kerzenglanz, heute Abend hält wohl überall der Engel des Friedens Einkehr in den Wohnungen der Menschen. Und es soll auch so sein, es soll einen Tag im Jahre geben, an welchem der Streit schweigt, an welchem der alte Hader vergessen wird, und alle Menschen fühlen, daß sie eines Ursprungs und daher Brüder sind. Moch heute tosender Sturm an unseren Meeresküsten wehen, mag es schneien im Gebirge und in der Ebene herbstlicher Regen an die Fenster klatschen — allüberall erfüllt der Tannenbaum mit seinem süßberauschenden Waldesduft die stolzen Zimmer der Paläste und die niedrigen Stuben der Hütten, und es fragt sich nur, wo die Kerzen glücklichere Menschen bestrahlen — ob in den Palästen oder in den Hütten. Auch der Kermesse, dem es heute vergönnt ist, den Abend im Kreise seiner Familie, bei den Seinigen zu verleben, freut sich heute, es ist ja Weihnachten, und es giebt wohl schwerlich einen Menschen unter uns, für den sich gerade an dieses Fest nicht irgend eine fröhliche Erinnerung knüpfen würde. Für den bescheidenen, anspruchslosen Menschen gehört ja nicht viel dazu, sich zu freuen, wenn der Familienvater heute Abend, nach einem Jahre langer und schwerer Arbeit, die glänzenden Augen seiner Jungen, das selige Lächeln seiner Mädchen sieht, so können die Geschenke noch so knapp ausfallen, er ist doch glücklich, so glücklich, wie es ein Mensch nur sein kann. Und auch die Hausfrau freut sich, wenn sie vielleicht auch nur im Stande war, der Puppe, die schon im vergangenen Jahre den Weihnachtstisch arierte, ein neues Kleid anzuziehen — sie freut sich mit ihrem Kinde, und vielleicht werden alte, halbvergessene Bilder aus der eigenen Kindheit in ihr wach, sie ist glücklich, so glücklich, wie es nur eine Mutter sein kann, die bei ihren Kindern ist. Das ist ja auch so ziemlich Alles, was der Arme am heutigen Abend vom Leben verlangt, daß er ruhig und friedlich mit den Seinen vereint, sich in seiner Weise an den Segnungen des heiligen Abend erfreuen kann. Friede auf Erden — so rufen heute Abend von allen Thürmen die Glocken, Friede auf Erden — so predigt man heute zu den Anbängigen, und nach dem Frieden lehnen wir uns, sehnt sich das ganze Menschengeschlecht. Der unselige Streit der letzten Jahre hat dem deutschen, speziell dem Berliner Volk harte und schwere Wunden geschlagen, heute am Heiligenabend sitzt so Mancher einsam und verlassen, fern von seinen Lieben — der Engel des Friedens und der Liebe, der doch heute seinen Rundgang durch die ganze Welt halten sollte, er wendet sich schweigend von dem Unseligen, hier vermag er keinen Trost zu spenden. Der gesellschaftliche Friede wäre daher die einzige und wahre Weihnachtsgabe für unser Volk, mit Freude würde man überall im großen Vaterlande die Rückkehr gesicherter Zustände begrüßen, und wenn man auf beiden Seiten von willkürlichem Willen besetzt wäre, so würde sich der richtige Weg schon finden lassen. Möge das Weihnachtsfest hierzu den Anlaß geben, möge der Geist der Besinnung und Milde, der gerade von diesem Feste ausgeht, dazu beitragen, daß wir in friedlicher Arbeit fortschreiten auf dem Wege der Kultur, daß die großen, gemeinsamen Prinzipien, welche die ganze Mensch-

reichen Herren und Damen zu verlaufen.“ Die kleine Marie nickte bejahend.

Der Brust der armen Frau entrang sich wieder ein schwerer Seufzer, die entgegengestreckten Hände der Kinder erfassend erwiderte sie:

„Ihr seid noch zu klein, liebe Kinder, um mitzuhelfen; übrigens dürft ihr nicht auf die reichen Leute rechnen, denn dieselben sind oft sehr hartherzig.“

Dem kleinen Knaben wollte das gar nicht so recht in den Sinn, er machte ein recht trübes Gesicht, weil sein Plan so einfach bei Seite gesetzt werden sollte. Dann sagte er sich aber schnell und indem er mit seinen Händen die Boden der Mutter streichelte, flüsterte er:

„Nun gut, liebe Mutter, wir wollen immer thun, was Du willst, und immer recht gehorsam sein.“

„So ist es recht, liebe Kinder, ich hoffe auch, daß ich an Euch noch Freude erlebe. Und nun legt Eure Spielsachen hübsch zusammen, es ist schon spät und Zeit zum Schlafengehen.“

Nach diesen Worten wandte sich die arme Frau zum Fenster, um noch einen Blick auf die Straße zu werfen. Draußen schneite es heftig und der Wind trieb den Schnee in die Wege und an die Wohnungen, dabei herrschte eine grimmige Kälte. Soeben war der letzte Dampfer von Stralsund in Altesfahre angekommen und hatte noch einige Passagiere mitgebracht, welche zum Theil an der Wohnung vorbei einem Gasthause zuweilten. Einer derselben ging gerade auf das Haus zu, in welchem sich die Wohnung der jungen Wittwe befand. Letztere war eben im Begriff sich vom Fenster abzuwenden, als es an der Thür pochte. Die arme Frau erschau ein wenig, ein Besuch in so später Stunde und am Weihnachtsabend, wer konnte das sein?!

Sie öffnete die Thür und herein trat ein Mann von ungefähr 30 Jahren, dessen gebräuntes Gesicht von einem starken Vollbart umrahmt war. Seine Kleidung ließ auf einen Seemann schließen.

„Guten Abend!“ rief er freundlich der Deffnenden zu, „ich bin hier doch richtig, bei der Frau Schmidt?“

„Das sind Sie“, erwiderte diese, „aber“ —

„Schon gut“ — sagte der Fremde, und ohne weiter

heit begeistern, endlich Wahrheit werden, dann haben wir auch das erreicht, was uns das Weihnachtsfest verheißt und was wir wollen: Friede auf Erden!

**Die genaue Adressierung der Neujahrs-Stadtbriele** betreffend erläßt der kaiserliche Ober-Postdirektor, Geh. Rath Schöffmann, folgende Bekanntmachung: Um eine ordnungsmäßige Befestigung der Briefe in Berlin zu dem bevorstehenden Jahreswechsel zu erreichen, ist es dringend erforderlich, daß auf den Adressen der Stadtbriele nicht nur die Wohnung des Empfängers genau nach Straße, Hausnummer und Lage (ob eine, zwei Treppen etc.) bezeichnet, sondern auch der Postbezirk (C., O., SW. u. s. w.), in welchem die betr. Wohnung belegen ist, außer dem Ortsnamen „Berlin“ oder der Bezeichnung „hier“ deutlich angegeben werde. Nur auf diese Weise kann eine möglichst pünktliche Befestigung der zur Auslieferung gelangenden Briefmassen erreicht werden.

Der durch das stetige Wachsen der Bevölkerungszahl des Stadttheils Moabit hervorgerufene Verkehr selbst hat es schon lange ein fühlbares Bedürfnis erscheinen lassen, daß eine bessere Verbindung zwischen der Straße Al-Moabit und der Thurmstraße hergestellt wird. Die nördlich der Al-Moabiterstraße wohnenden Einwohner sind jetzt gezwungen, entweder bedeutende Umwege zu machen, oder aber den sogenannten Amelungischen Kirchweg zu benutzen, falls sie den südlichen Stadttheil erreichen wollen. Letzterer Weg ist aber noch unregulirt, sehr schmal und nur mit einem sogenannten Bauerndamme versehen und genügt in keiner Weise dem lebhaften Verkehr. Das königliche Polizeipräsidium hat sich daher veranlaßt gesehen, den Magistrat um Herstellung der in der Richtung des Amelungischen Kirchweges projektierten Straße 144 zu ersuchen.

b. **Im Aquarium** hat man die Einrichtung der elektrischen Beleuchtung glücklich bewerkstelligt, so daß es sich zum Weihnachtsfeste in seinem neuen Glanze zeigen wird. Die Grotten und die großen Voliere werden durch Bogenlichter von je 800 Normalkerzen erleuchtet, deren Wulung farbige Glöden erhöhen. In den Gängen, Behältern und Bassins hingegen sind 200 Wähllichter, zum Theil im Wasser selbst, vertheilt. Die Reugier der intelligenteren Thiere wurde durch die Anbringung der Glocken und Lampen auf das Beharreste gerichtet. Die Bogenlichter in der großen zoologischen Grotte z. B. war von Kaskadu's beständig umlogert, welche nichts Geringeres zu thun hatten, als das Trathgesticht an denselben mit ihren Schnäbeln abzdrehen und selbst den Metallring, welcher ihren unteren Rand umgiebt, loszubiegen. Kein Säugethier vermochte sie in dieser angenehmen Beschäftigung zu stören.

b. **Arre! ein anderes Bild.** Manche Geschäftsleute treiben mit allerhand Kumpfy einen förmlichen Sport. An dem Schaufenster eines Weißwaren-Geschäftes in der Friedrichstraße konnte man neulich noch Vormittags große Ausverkaufs-Plakate lesen. Der „Ausverkauf“ aber mochte wohl nicht zehren, da ja schließlich jeder Geschäftsmann ausverkaufen möchte. Am Nachmittag waren deshalb die Ausverkaufsettel verschwunden und für dieselben eine „Beschädigung durch Brand“ eingetretten. Geradezu lächerlich nahmen sich als Beweisobjekte eine Nachtsacke und noch ein Paar Kleinigkeiten mit leichten Brandflecken aus, die man offenbar rasch an einer Gasflamme imprövisirt hatte. Das ist doch ein bißchen zu stark auf die Dummheit spekulirt.

**Nur immer zeitgemäß!** Das neueste „Bijou“ der pariser Damen ist ein — Revolver en miniature, den sie an den Armhändern als Anhängel oder auch in Form einer Broche tragen. Das soll wahrscheinlich eine Huldigung für Madams Clovis Duques sein. — Wie lange ist es her, daß die deutschen Damen Dolche in ihren Ohrlöchern trugen?

b. **In dem Gasthof Taubenstraße 4** haben sich die Beni-Dug-Dug (Su-Su gesprochen) einquartiert, jene Araber-Truppe von 20 Mann, welche von Weihnachten ab in dem Theater der Reichshallen auftreten wird. Die schwarzlockigen, dunkelhaarigen Araber mit ihren schön geschnittenen Gesichtern und ihrer fremdländischen Tracht machen in jenem stillen Stadttheil allgemeines Aufsehen. Sie führen eine pechschwarze Köchin mit sich, welche für die zwanzig Mann nach strengem mohamedanischen Ritus kocht. Die Beni-Su-Su schlachten auch selbst, kurz sie haben hier eine vollkommen rituelle Wirtschaft etabliert. Wein, Bier, überhaupt geistige Getränke kommen nicht über ihre Lippen. Hier von ihnen sind mit Französischen verheiratet, welche die Reise über Marseille ebenfalls mitgemacht haben.

g. **Ein „steifer Grogg“** ist bekanntlich ein Lieblingsgetränk unserer „blauen Jungen“. Einer jener zahlreichen Rastlosen, welche sich gegenwärtig in Berlin auf Urlaub befinden, hatte sich gestern nach einer Eisenbahnstation in unmittelbarer Nähe Berlins ergeben. Im Bahnhofrestaurant bestellt er sich natürlich ein Glas Grogg. Raum erhalten, nippt er von dem Getränk, nippt wieder, und ruft dann laut den Kellner, ihm noch eine Ration Rum zu geben, da ihm der Grogg zu schwach sei. Der Kellner bringt ein Gläschen Rum und der Rastlose gießt den Inhalt in sein Glas, rührt mit dem Theelöffel um und schmeckt dann den Trank. Aber wieder schüttelt er lächelnd den Kopf und ruft den Kellner heran, um seine Schuld zu be-

zu fragen ging er ins Zimmer, wo ihn die Kinder ängstlich anjahen.

Die Frau folgte ihm erstaunt. Der Schein der Lampe fiel jetzt auf das Gesicht des Eindringlings, der seine Augen bald auf die seitwärts stehenden Kinder, bald auf die hinter ihm stehende Frau richtete.

„Aber liebe Frau, liebe Kinder, kenne ich mich denn nicht mehr?“ — rief der Fremde, indem er die Nägel abnahm und an's Licht trat.

Ein Freudenschrei folgte diesen Worten und im nächsten Moment lag die vermeintliche Wittve in den Armen des todigeglaubten Vatten. —

Es giebt Momente im Menschenleben, die keine Feder richtig zu schildern vermag — und ein solcher Moment war dieser Augenblick des Wiedersehens. Die junge Frau war wie umgewandelt, sie konnte das Glück kaum fassen und Thränen der Freude folgten den noch vor wenigen Minuten geflossenen Thränen des Schmerzes. Auch die Kinder fielen dem Vater um den Hals und jedes suchte es dem anderen an Liebtöfungen zuvor zu thun.

Nachdem der erste Freudenausbruch vorüber, und der Vater seine Reiselieder abgelegt hatte, zog er unter den mitgebrachten Sachen ein Paket hervor, welches für den Buben und das Mädchen allerliebste Spielsachen enthielt. Die beiden Kleinen sprangen und hüpfen vor Freude beim Anblick dieser Kostbarkeiten und konnten sich gar nicht satt an denselben sehen. Der Gattin überreichte er eine ansehnliche Rolle Goldstücke mit den Worten:

„Sieh hier, liebe Frau, es ist mein ganzer Verdienst während meiner Abwesenheit, ich habe sehr wenig davon für mich gebraucht. Ich denke, es wird auf einige Monate reichen. Und nun werde ich Dir auch erzählen, wie es gekommen ist, daß Du mich, d. n. Todtgeglaubten, frisch und gesund vor Dir siehst. Es erscheint Dir wunderbar, und doch ist dieses sehr einfach und natürlich.“

„Du weißt“ — so begann der Gatte seine Erzählung — „daß der „Stern“ bereits reifertig im Hafen von Kanton lag. An Bord war alles in bester Ordnung und wir Seerleute hofften, daß die Rückfahrt zum Heimathhafen ebenso gut ablaufen würde, wie die Einfahrt nach Ostindien. Es

Das Leben und Treiben unserer Metropole fand durch eine heute vor der zweiten Strafkammer hiesigen Landgerichts I stattgehabte Verhandlung gegen den ehemaligen Hilfspostunterbeamten Eduard Edmund Forbrich wegen versuchter Erpressung nach einer gewissen, nicht näher zu bezeichnenden Richtung hin eine eigentümliche Beleuchtung. Schon seit Jahren steht ein hiesiger in der Halleischen Straße wohnhafter Rentier (Gailard) in den Kreisen einer speziellen Sorte von Erpressern in dem Verdacht, sich in stiltlicher Beziehung veritrt zu haben, und diesen Umstand nutzten eine Anzahl junger Burtschen aus, um von dem alten Herrn fortlaufend größere und kleinere Geldbeträge zu erpressen. Der Angeklagte, der wegen einer begangenen Unterschlagung im Amte, wegen welcher er im vorigen November zu acht Monaten Gefängnis verurtheilt worden ist, aus dem Vossdienst entlassen wurde, geriet in der zweiten Hälfte des Oktober cr. in die Gesellschaft der gekennzeichneten Erpresserbande, welche hauptsächlich in einer hiesigen Herberge verkehren soll. Am frühen Vormittag des 21. Oktober erhielt der gedachte Rentier einen mit „Adolph, Tischler“ unterschriebenen Brief, in welchem er unter Anspielungen auf eine stiltliche Verirrung zu einem Rendezvous auf der Halleischen und Königsgrabenstraße eingeladen wurde. Der Betroffene wandte sich an die Polizeibehörde, welche ihm den Rath erteilte, sich zu dem Rendezvous zu stellen, zu welchem sie einen ihrer Beamten abordnen würde. An dem bezeichneten Plage sprach den Rentier der ihm völlig unbekannt Angeklagte an und forderte ihm unter Androhung mit allerhand Unannehmlichkeiten im Auftrage des Tischlers Adolph auf, nur recht viel Geld herauszugeben, da sein Auftraggeber nach Amerika auszuwandern wolle und dazu viel Geld brauche. Auf die Frage des Angeredeten, wer er denn sei, bezeichnete sich der Angeklagte als der Tischler Schmidt in der Blumenstraße. In diesem Augenblicke kam der überwachende Kriminalschutzmann herzu und verhaftete den Angeklagten. Derselbe bezeichnete sich als den Boten eines jungen Menschen, den er auf der Herberge kennen gelernt habe. Daß es sich um eine Erpressung gehandelt, sei ihm nicht bekannt gewesen. Der Schreibschreiber des Anstalters Engel beglaubigte aber, daß der Angeklagte den inkriminirten Brief selbst geschrieben habe. Der Gerichtshof verurtheilte denselben nach dem Antrage des Staatsanwalts zu einer Busstrafe von 3 Monaten Gefängnis.

Eine treffende Illustration zu den jüngsten Debatten im Reichstage über die Reformbedürftigkeit der Militär-Straf-Ordnung fand heute durch einen Beschluß der vierten Strafkammer hiesigen Landgerichts I. statt, den der Gerichtshof in der Strafsache gegen den mit Pension verabschiedeten Hauptmann a. D. v. Mandel wegen Beleidigung des Rechtsanwalts Dr. Goldschmidt publicirte. Mit Rücksicht nämlich, daß nach § 1 Nr. 3 des Militärgerichtsverfassungsgesetzes mit Pension verabschiedete Offiziere der Militärgerichtsbarkeit unterworfen sind, erklärte sich das Gericht zur Verhandlung der Sache für unzuständig und verwies dieselbe vor das zuständige Militärgericht.

Aus dem Oberverwaltungsgericht. Die „Affaire Mohrmann“, des bekannten Bandwurm-Doktors, ist nun endgiltig entschieden. Herrn Mohrmann wurde bekanntlich durch Beschluß des königlichen Polizeipräsidenten zu Berlin vom 5. Juni 1884 die Erlaubnis eines Wandergewerbescheins im Umberziehen behufs Ausübung von Bandwurmluren versagt, da nach § 56 a der Reichsgewerbeordnung die Ausübung der Heilkunde, insoweit der Ausübende für dieselbe nicht approbirt ist, vom Gewerbebetriebe im Umberziehen ausgeschlossen ist, diese Bestimmung aber auf den Mohrmann Anwendung finde. Auf die von dem M. gegen den Polizeipräsidenten auf Ertheilung des gedachten Wandergewerbescheins angelegte Klage erkannte der Bezirksauschuss für Berlin am 16. September 1884 auf Abweisung, indem er annahm, daß die qu. Beschäftigung des M. als Ausübung der Heilkunde angesehen werden müsse. Hiergegen legte M. das Rechtsmittel der Revision bezw. Revision ein und führte zur Begründung an: Die wissenschaftlichen Deputationen für das Medicinalwesen in Preußen und Sachsen würden bekunden, daß seine Thätigkeit nicht als Ausübung der Heilkunde anzusehen sei, denn er besuche die Leute, die an Eingeweidenwürmern leiden und seinen Rath wünschen, gebe denselben ein siteres und unschädliches Mittel an, welches sie aus der Apotheke holen; wile das Mittel nicht das erste Mal, so empfehle er den nochmaligen Gebrauch desselben oder weise die Leute an einen Arzt, und hiermit sei seine Thätigkeit zu Ende. Das Kammergericht habe seiner Zeit entschieden, daß seine Thätigkeit durchaus keine Ausübung der Heilkunde, sondern eine gewerbliche Leistung, bei welcher ein höheres wissenschaftliches Interesse nicht obwalte, und daher gewerbesteuerpflichtig sei. — Das Polizei-Präsidium wendete ein, daß die Thätigkeit des Klägers sich gar nicht von der eines Arztes, der seine Patienten in seiner Wohnung behandelt, unterscheiden, mithin die Ausübung der Heilkunde sei, und der preussische Kultusminister durch Reskript vom 9. Juli 1884 den Apothekern verboten habe, Heilkunde auszuüben,

schloß, mich nach dem Seemannsverlehr zu begeben, um, wenn möglich, eine Stelle auf einem Schiffe nach Deutschland zu erhalten. Das gelang mir nun zwar nicht, aber ich erhielt Stellung auf einem Schiffe nach Rio de Janeiro. Das Schiff ging schon am nächsten Tage in See und ich mußte noch an demselben Tage an Bord gehen. Ich rechnete bestimmt darauf, in acht Wochen dort einzutreffen und dann von da aus mit dem ersten Schiffe nach Deutschland fahren zu können. Doch darin hatte ich mich getäuscht. Wir hatten mit widrigen Winden zu kämpfen und es vergingen vier Monate, bevor wir Rio erreichten. Ich erhielt mein Feuer und verließ das Schiff. Schon zwei Tage später bot sich mir eine Stelle auf einem Hamburger Dampfer, ich nahm dieselbe mit Freuden an. Wir nahmen unsern Kurs zunächst nach Kap St. Vincent, um dort die Post abzugeben und Kohlen einzunehmen. In 10 Tagen hatten wir diesen Hafen erreicht. Hier erfuhr ich, daß der „Stern“ mit Mann und Maus untergegangen sei. Ich konnte mir nun Deine Dige denken, und die Unruhe verzehrte mich fast. Ich hatte die Absicht, von Rio aus an Dich zu schreiben, aber da ich mit demselben Dampfer fuhr, der die Post mit sich führte, so wurde das Schreiben überflüssig, weil es doch nicht schneller wie ich hierher gekommen wäre. Von St. Vincent an konnte ich kaum die Zeit erwarten, bis wir Hamburg erreichten. Erst gestern früh langten wir dort an und nachdem ich mein Geld in Empfang genommen hatte, fuhr ich mit dem ersten Zuge der Heimath zu. Vom Bahnhof zum Dampfer eilte ich, ohne mich weiter aufzuhalten und so, liebes Weib, war es mir noch möglich, den Weihnachtsabend bei Dir und unsern Kindern zu verleben.“

Schmidt hielt erschöpft inne, er war mit seiner Erzählung zu Ende und damit sind auch wir — lieber Leser — am Schluß. Wir können nur noch hinzufügen, daß nicht nur der Weihnachtsabend, sondern auch die Weihnachtstage in der Familie des Todtgegläubten äußerst fröhlich verlebte wurden; der Kummer war verschunden und hatte der Freude und dem Frieden Platz gemacht, die hoffentlich eine bleibende Stätte in der schwer heimgesuchten Familie gefunden haben.

namentlich Mittel zur Abreibung der Bandwürmer ohne ärztliche Verordnung an das Publikum zu verabreichen. — Das Ober-Verwaltungsgericht erkannte am 1. Dezember 1884 auf Bestätigung der Entscheidung des Bezirks-Ausschusses für Berlin und setzte das Streitobjekt auf 8000 Mark fest. Gegen die Bescheidenscheidung — so wird in den Urtheilsgründen ausgeführt — sei nur das Rechtsmittel der Revision zulässig, dem Ober-Verwaltungsgerichtliche siehe daher als Revisionsrichter die freie Prüfung, namentlich die Würdigung des vom Kläger vorgelegten Beweises nicht zu. Der Vorderrichter habe aber nicht bestehendes Recht verlegt, und fallen ihm wesentliche Mängel des Verfahrens nicht zur Last. Derselbe habe aus der Thätigkeit des M. die Ausübung der Heilkunde ersehen, und zwar weil M. das Vorhandensein des Bandwurms durch eine Diagnose festgestellt und dann Arznei verordnet, welche das Uebel auf anderem als mechanischem Wege beseitigen soll; hierin könne kein Irrthum und keine Allenwidrigkeit des Vorderrichters gefunden werden, auch sei es nicht unprofessionell, daß derselbe die Ertraktirung eines wissenschaftlichen Gutachtens über den Charakter der Thätigkeit des Klägers nicht für notwendig erachtet und ohne ein solches entschieden habe. Im Uebrigen trage der Gerichtshof kein Bedenken, in der Thätigkeit des Klägers eine Ausübung der Heilkunde anzunehmen.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

h. Der drohende Strike in der Mappenbranche, der sich auf sämtliche Mappenarbeiter der Mappen- und Post-Album-Fabrik von Bergmeyer u. Co. erstreckt haben würde, ist erstlicher Weise wenigstens vorläufig noch zu vermeiden gewesen und gütlich beigelegt worden. Die genannte Firma hat die von den betreffenden Arbeitern, in Verbindung mit der intervenirenden Lohnkommission der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen erhobene Forderung einer 25 prozentigen Lohnherabsetzung an Stelle der eventuell beabsichtigten Lohnreduktion bewilligt, und die am Montag Abend in großer Saale von Feuerstein, Alte Falobstraße 75, stattgehabte, sehr zahlreich und besonders stark von Mappenarbeitern besuchte Versammlung des Unterstützungsvereins der Buchbinder und verw. Berufsgenossen unter dem Vorsitze des Herrn Jost nahm nahezu einstimmig den Antrag des Herrn Wehnert an, eine aus 5 Mappenarbeitern bestehende Tarifkommission zu wählen, welche in Verbindung mit der Lohnkommission der Buchbinder und verw. Berufsgenossen sofort einen Minimaltarif für die Mappenfabrikation auszuarbeiten hat, während die Herren Bergmeyer und Brandeis sich verpflichten, bis zur Geltendmachung dieses Tarifs, der allgemein durchzuführen ist, den bewilligten Zuschlag von 25 pCt. zu zahlen. Selbstverständlich wurde, so wurde wiederholt auf das Bestimmteste erklärt, sofort der Strike proklamirt, wenn die beiden Herren Kontrahenten ihre Zusage brechen sollten. In die Tarifkommission wurden folgende, auf fast sämtliche Werkstätten sich vertheilende Herren gewählt: Anders, Eggink, Klar, Lorenz und Puppe. Man hofft, den Minimaltarif bei äußerster Beschleunigung noch bis Neujahr fertigstellen zu können, da ein solcher bei Weitem nicht die Schwierigkeiten bietet, wie jener für die Albumbranche. Auch wurde beschlossen, einen der Sache halber bei Bergmeyer u. Co.) arbeitslos gewordenen unverschuldeten Kollegen (Mitglied des Unterstützungsvereins) mit 10 Mark wöchentlich für die Dauer der Arbeitslosigkeit zu unterstützen. Schließlich wurde noch — spät nach Mitternacht — der Vorstandsantrag in Betreff des hier erscheinenden Fachorgans fast einstimmig angenommen, dasselbe, die „Allgemeine deutsche Buchbinder-Zeitung“ nach wie vor — ohne Beitragserhöhung — fortzuführen und an alle Mitglieder des Vereins verabfolgen zu lassen.

hr. Die Generalversammlung des Fachvereins der Tischler, welche am Montag Neue Grünstraße 28 unter sehr zahlreicher Theilnehmung stattfand, beschäftigte sich, nachdem sie zum Eray für ein ausgezeichnetes Mitglied des Arbeitermittlungs-Bureau Herrn Boeckmann gewählt hatte, auf Antrag des Vorstandes mit der Frage der Aufstellung einer Berufsstatistik des Tischlergewerbes in Berlin. Herr G. Noedel legte in einem Referate dar, daß eine objektive Kenntniss der gegenwärtigen Verhältnisse im Tischlergewerbe, ohne welche das Streben, eine Besserung der Verhältnisse herbeizuführen, der richtigen Grundlage entbehre, nur durch zuverlässige statistische Erhebungen, die alljährlich stattfinden müßten, gewonnen werden könne. Referent schloß mit dem Antrage, daß für diesen Zweck der Fachverein eine Kommission einlegen wolle. Eine sehr lebhaftc Diskussion, an welcher sich außer dem Referenten die Herren Tugauer (der Vorsitzende), Vogt, Stellmann, Streblow, Arug, Berndt u. A. theilnahmen, führte zu dem Beschluß, eine aus 9 Mitgliedern bestehende Kommission zur Aufstellung einer Berufsstatistik einzusetzen, deren erste Aufgabe sein soll, einen statistischen Fragebogen auszuarbeiten und der nächsten Generalversammlung vorzulegen. Zu Mitgliedern der Kommission wurden die folgenden Herren gewählt: Noedel, Winter, Schicht (Modellschleifer); Apelt, Diege (Bautischler); Pamp, Felt (Möbel- und Bautischler); Stellmann (Spiegelrahmentischler) und Ramek (Modellschleifer).

h. Eine öffentliche Versammlung der Drechsler, Knopfmacher und verw. Berufsgenossen, welche zur Gründung eines Fachvereins für beide, bisher nur mangelhaft und getrennt organisirte Korporationen am Montag Abend im Königstadt Kasino in der Holzmarktstraße stattfinden sollte, konnte wegen zu schwacher Theilnehmung — es waren nur ca. 25 Theilnehmer erschienen — nicht abgehalten werden. Die Nähe der Feiertage, in Verbindung mit einigen anderen mihgünstigen Umständen, wird als Erklärungsgrund bezeichnet. Die projektirte Vereinigung der beiden Gewerkschaften ist und bleibt übrigens eine längst beschlossene Sache, deren Ausführung gleich nach den Feiertagen vor sich geben wird.

Der Gesangsverein „Cäcilia“ veranstaltet am 2. Feiertage, Vormittags 11 Uhr, im Vereinshaus „Süd-Ost“, Waldemarstraße 75, eine Wohlthätigkeits-Matinee. Der Ertrag dieser Matinee soll einer durch schweres Unglück heimgefallenen Arbeiterfamilie zugewendet werden. Da hier Hilfe dringend noth thut, wäre ein recht reger Besuch dieser Matinee sehr erwünscht, und werden Gönner und Freunde des Vereins besonders darauf aufmerksam gemacht. Billets sind vorher in den mit Plakaten belegten Handlungen zu 25 Pf. zu haben.

Der Unterstützungsverein der Buchbinder veranstaltet am Freitag, den 26. Dezember (2. Feiertag), Vorm. 11 Uhr, eine Matinee unter Mitwirkung der Leipziger Sängcr, im „Etablissement Baggendagen“, zum Besten der Vereinskasse. Billets vorher 30 Pf.

Eine Mitglieder-Versammlung der Central-Kranken- und Sterbefälle der Tischler und anderer gewerblicher Arbeiter der örtlichen Verwaltungsstelle Berlin F., Schönbauerthor, findet Sonntag, den 28. Dezember, Vormittags 10 Uhr, im Lokale Alsterstraße 144 mit der Tagesordnung: Wahlen von Beitragsamtlern und Schriftführer-Stellvertreter, sowie Verschiedenes statt, bei der das Mitgliedsbuch oder Karte als Legitimation erforderlich ist.

Der Männergesangs-Verein „Sangesblüthe“ hält am ersten Weihnachtstestage im neubauten Saale des Herrn Keller, Andreasstraße 21, eine große Matinee ab, unter Leitung seines Dirigenten Herrn Ad. Juppert, zum wohlthätigen Zwecke. Der Männergesangsverein „Felicitas“ (unter Leitung sei Dirigenten Herrn Franz Göm) hat seine gefällige Mitwirkung zugesagt. Ebenso die Kapellmeister Herren R. Nibel (Sänger), M. Hofe (Diskantist), B. Kontas (Altist) der Solist Herr Franz Apel, sowie der Konzertist

hlen. Als er erfährt, daß das Glas Grogg nun 45 Pfennige the, sagte er zu einem Herrn, der an demselben Tische saß und der den Seemann fortwährend beobachtet hatte: „Das nun ich gar nicht meinen Kameraden erzählen, daß ich für ein Glas — Buderwasser 45 Pfennige bezahlt habe, sie würden mich auslachen.“

a. Ein leichtsinniger Lehrling. In einem Damen-Modell-Geschäft in der Kommandantenstraße war der Hand-Modelllehrling M. beschäftigt, welcher aus dem großen Lager-stand der Firma fortgesetzt sehr werthvolle Damenmäntel sich eignete und bei hiesigen Handweibern auf den Namen seines Vaters, dessen Steuerzettel er sich als Legitimation vor dem Handweibe verschafft hatte, verschändete. Nach der Ausführung der Diebstähle entfernte sich M. am Anfang dieses Monats nämlich aus dem Geschäfte seiner Prinzipale, verpackte seine Waare und begab sich sodann nach Saleften zu seinen Eltern. In der Meinung, daß seine Prinzipale die Diebstähle nicht entdeckt hätten, lebte M. vor einigen Tagen in der Begleitung eines Onkels nach Berlin zurück, welcher für M. eine Stellung als Lehrling in einem anderen Geschäfte suchen wollte. Dem M. schien dies aber nicht recht zu sein, denn bald nach der Ankunft in Berlin lief er von seinem Onkel fort und trieb sich hier herum. Inzwischen hatten die ehemaligen Prinzipale des M. dessen Diebstähle bei der Kriminalpolizei zur Anzeige gebracht, und in der Nacht vom Montag zum Dienstag wurde M. in der Kommandantenstraße von einem Schutzmann beobachtet und festgenommen. Gestern ist M. zur Untersuchungs-Instanz gebracht worden, nachdem er eine Reihe von Damenmäntel-Diebstählen eingestanden hatte.

N. Ein großer Erzeh, der sogar den Gebrauch der kalten Waffe nötig machte, spielte sich in der vordringenden Nacht an der Kottbuser Brücke ab. Der in Rigor stationirte Gensdarm Hornboger der mit der Verhaftung einer Frau B. beauftragt war, traf dieselbe in der stoglichen Nacht gegen 11 Uhr in Gesellschaft anderer höchst verdächtiger Individuen am Kottbuser Damm in unmittelbarer Nähe der Kottbuser Brücke. Als der Beamte die Frau B. verhaften wollte, rief sie um Hilfe und schon im nächsten Augenblick waren mehrere verdächtige Gestalten zur Stelle, welche nicht nur die Verhaftung verhindern, sondern auch eine sehr bedrohliche Haltung gegen den Beamten annahmen, so daß dieser mit kalter Waffe sich schützen mußte. In dieser Situation, die für den Gensdarm leicht verhängnißvoll werden konnte, blieben, durch den Lärm aufmerksam gemacht, mehrere andere Personen hinzu, welche die Gefahr für den Beamten erkannten und ihm thätkräftigen Beistand leisteten, indem auf die angabondirenden Wegelagerer rücksichtslos eingebaut wurde. Nachdem die Strolche, die Flucht ergriffen, gelang es dem Beamten unterstützt von den ihm zur Hilfe herbeigeeilten Personen die gefuchte Frau B. zur Haft zu bringen. Nach einer längeren Verfolgung war die Genannte in Berlin vor dem Hause Komitstraße 118 festgenommen und nach dem Polizeibureau in der Grunmstraße sifirt worden.

g. Ein Attentat auf einen Knaben von etwa 9 Jahren wurde gestern Abend gegen halb 7 Uhr auf dem Hofe des Grundstücks Briderstraße 41/42 durch einen bloßen Zufall verhindert. Ein in einem Geschäft des gedachten Hauses angelegter junger Mann belauschte in einem abgeschlagenen Raum des Hofes ein Gespräch zwischen einem Mann und einem Kinde, aus welchem er den Schluß zog, daß es sich um eine von dem Kinde vorzunehmende Unstiltlichkeit handle. Sein Argwohn wurde zur Gewißheit, als das Kind trotz des Angebots von einem Thaler laut zu schreien begann. Nun gab der junge Mann seine Anwesenheit zu erkennen, und ehe es ihm gelang, auf den Hof zu treten, hatte der Attentäter die Flucht nach dem Weihnachtsmarkt zu ergreifen. Obgleich er sofort die Verfolgung aufnahm, war es nicht möglich, den Fischen zu ergreifen, der unter dem Menschengebühl auf dem Schloßplatz verschwand. Der Knabe gab an, der Mann habe ihm, als er auf dem Weihnachtsmarkt gestanden, unter dem Versprechen eines Geschenkes veritelt, nach dem Hofe des oben erwähnten Grundstücks zu kommen. Der Attentäter war sehr elegant gekleidet und schien auch bedeutendere Boarmittel bei sich zu haben, da er wiederholt mit vielen Thalernücken in der Tasche kimperte. Leider vermochte der Knabe nicht, über das äußere des Unbekannten eine nähere Beschreibung zu geben, so daß dessen Festnahme wohl nicht wird erfolgen können.

g. Verschwinden. Die zehn Jahre alte Tochter eines in Hause Invalidenstraße 105 wohnenden Herrn C. D. Krahnert am Freitag, den 19. d. M., Nachmittags 4 Uhr, die elterliche Wohnung verlassen und ist seitdem weder in dieselbe zurückgekehrt, noch sonstwo zu ermitteln gewesen; es liegt daher die Vermuthung vor, daß dem Kinde ein Unglück zugestoßen ist. Das Mädchen ist von kleiner Figur, hat dunkelbraune Haare, dunkle Augen und war bekleidet mit dunkelrothem Kleide, blauleinener Schürze mit rothem Besaz, schwarzen Tuschstiefeln mit Gamaschen (dunkelblau); einen Hut und Mantel trug das Mädchen nicht. Am den Hals hatte es eine weiße Korallenkette und in den Ohren ebensolche Öhringe. Die Wäsche ist mit A. K. gezeichnet, der Name des Mädchens ist Anna.

war an einem Montag Morgen, als der Kapitän Befehl zum Auswinden des Ankers gab, vom Meere aus wehte eine starke Brise, und dieselbe war für uns wegen ihrer Richtung besonders günstig. Wir gingen frisch an die Arbeit, und obgleich ich als Zimmermann eigentlich wenig dabei zu thun hatte, bemühte ich mich doch nach Kräften behilflich zu sein. Der Anker war bald über dem Wasser und während ein Theil der Schiffsleute denselben ans Schiff besetzte, kletterten die übrigen an die Raan, um die Segel klar zu machen. Bald waren die Segel beigelegt und der „Stern“ schwamm bereits außerhalb des Hafens, als ein größeres Lootsenboot zu uns heranfuhr, um uns den Lootsen an Bord zu bringen, welcher das Schiff eine gute Strecke bis in die hohe See begleiten sollte. Der Kapitän ließ etwas beidrehen, um den Lootsen aufzunehmen. In demselben Moment bemerkte ich, daß ein Block an der Jock-Raan nicht in Ordnung war, ich kletterte schnell die Wanten hinauf und erreichte den Block zu erfassen; kaum hatte ich aber die Raan erreicht, so trat ich in der Hast fehl und stürzte mit einem Auffchrei aufs Deck nieder. — Was nun mit mir geschah, weiß ich nicht. Ich erwachte erst wieder, als man im Begriff war, mich aus einem kleinen Boot ans Land zu ziehen. Ich befand mich unter lauter fremden Personen, die — wie ich erfuhr, — beauftragt waren, mich in ein Krankenhaus zu bringen.

Der „Stern“ war bereits außer Sicht; der brave Kapitän glaubte, daß ich todt resp. sehr schwer verletzt sei und da wir noch in der Nähe des Hafens waren, so hatte er mich in das Lootsenboot bringen lassen und dieses hatte mich dem kleinen Boot behufs weiteren Transports ans Land und von da ins Spital übergeben, Was nun? Der Kapitän hatte es brav gemeint, aber in dem Moment, wo ich meine Lage gewahrte, war ich demselben ernstlich böse. Ich ging zum Konsul in der Meinung, daß der Kapitän zu die, irgend ein Schreiben über den Vorgang geschickt habe; er solches war jedoch nicht eingetroffen, vielleicht hatte der Kapitän das in dem Wrtwort vergessen oder es war auf im Lootsenboot geblieben. Ich fühlte mich zum Glück, wen auch etwas matt, doch ganz gesund, und be-

